~~Ze. III 56.k~~

L. arab. o 12/10

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
übersetzt
von
F. H. von der Hagen.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Zehnter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyschen Buchhandlung.

1829.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Zehnter Band.

Inhalt des zehnten Bandes.

Seite

Geschichte des Lastträgers 1

Fünfhundert und zwei und neunzigster Tag . . . 5

Geschichte eines Räubers in Seïstan.

593ster Tag 11

Beschluß der Geschichte des Lastträgers.

594ster Tag 20

Geschichte des Juwelenhändlers.

595ster Tag 25

Abenteuer des Prinzen Abdulselam und der Prinzessinn Schelnissa.

596ster Tag 32

597ster Tag 36

Geschichte der Prinzessinn von China

598ster Tag 41

599ster Tag 45

600ster Tag 49

Abdulselam und Schelnissa. Fortsetzung.

601ster Tag 53

Geschichte des Baders 55

Abdulselam und Schelnissa. Beschluß.

602ter Tag 57

Seite
603ter Tag 59
604ter Tag 62
605ter Tag 63
606ter Tag 65
607ter Tag 67
608ter Tag 69
609ter Tag 72
610ter Tag 73
611ter Tag 75
612ter Tag 77
613ter Tag 79
614ter Tag 81
Die Braut ihrer Brüder
615ter Tag 84
616ter Tag 87
Geschichte Ak-Beyas, Tochter Abdallah-Jussuf's.
617ter Tag 91
618ter Tag 96
619ter Tag 100
620ster Tag 103
621ster Tag 107
622ster Tag 111
623ster Tag 114
624ster Tag 117
Geschichte der drei Buckligen.
625ster Tag 121
626ster Tag 125

Seite
627ster Tag 130
628ster Tag 134
629ster Tag 137
630ster Tag 142
631ster Tag 146
632ster Tag 149
Das fürwitzige Paar.
633ster Tag 154
634ster Tag 158
635ster Tag 161
Harun Alraschid und die beiden Bettler.
636ster Tag 164
Mehemet Aly.
637ster Tag 167
638ster Tag 170
639ster Tag 175
640ster Tag 180
Die vierzig Vesyre.
641ster Tag 183
642ster Tag 187
643ster Tag 191
644ster Tag 195
Geschichte der beiden Königssöhne 198
645ster Tag 200
646ster Tag 203
Die beiden Könige.
647ster Tag 207

Seite
648ster Tag : : : : : : : : : : : : 210
649ster Tag : : : : : : : : : : : : 213
650ster Tag : : : : : : : : : : : : 216
Der Prophet Elias.
651ster Tag : : : : : : : : : : : : 218
652ster Tag : : : : : : : : : : : : 221
Geschichte des Oberstallmeisters Saddyk.
653ster Tag : : : : : : : : : : : : 224
654ster Tag : : : : : : : : : : : : 227
655ster Tag : : : : : : : : : : : : 231
656ster Tag : : : : : : : : : : : : 235
657ster Tag : : : : : : : : : : : : 237
Geschichte von dem angenommenen Sohne.
658ster Tag : : : : : : : : : : : : 239
659ster Tag : : : : : : : : : : : : 240
660ster Tag : : : : : : : : : : : : 243
Geschichte von einem Schneider und seiner Frau.
661ster Tag : : : : : : : : : : : : 246
662ster Tag : : : : : : : : : : : : 249
663ster Tag : : : : : : : : : : : : 252
664ster Tag : : : : : : : : : : : : 256
Geschichte von den Vögeln Salomons.
665ster Tag : : : : : : : : : : : : 258
666ster Tag : : : : : : : : : : : : 261
667ster Tag : : : : : : : : : : : : 265
Geschichte des alten Königs von Aethiopien und seiner drei Söhne.

	Seite
668ster Tag : : : : : : : : : : : :	266
669ster Tag : : : : : : : : : : : :	269
670ster Tag : : : : : : : : : : : :	273
671ster Tag : : : : : : : : : : : :	277
Geschichte des Königs Togrul-Bey und seiner Söhne.	
672ster Tag : : : : : : : : : : : :	280
Geschichte von einem Mönch und einem Muselmanne.	
673ster Tag : : : : : : : : : : : :	284
674ster Tag : : : : : : : : : : : :	285
Togrul-Bey und seine drei Söhne. Beschluß.	
675ster Tag : : : : : : : : : : : :	291
676ster Tag : : : : : : : : : : : :	293
Geschichte des Santons Barßißa.	
677ster Tag : : : : : : : : : : : :	296
678ster Tag : : : : : : : : : : : :	299
679ster Tag : : : : : : : : : : : :	302
Geschichte von dem König Kutbeddin und der schönen Gülruch.	
680ster Tag : : : : : : : : : : : :	304
681ster Tag : : : : : : : : : : : :	307

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Geschichte des Lastträgers.

In Bagdad lebte ein Steinmetz, namens Abdullah Dscherberi, der nur einen Sohn hatte, welchem er eine so gute Erziehung gab, wie ihm nur möglich war. Als er fühlte, daß der Engel des Todes sich ihm nahete, ließ er diesen geliebten Sohn, den einzigen Gegenstand seiner Zärtlichkeit, zu sich kommen, um noch den Trost seiner Umarmung zu haben. Er hatte auch noch Zeit, ihm gute Lehren zu geben, welche er ihm, bei seiner großen Jugend, nöthig erachtete. Nachdem er ihn ermahnt, niemals von den göttlichen Gesetzen abzuweichen, beschwur er ihn vor allen Dingen, nicht am Abend zu sorgen, was er am nächsten Tage

thun solle. Er umarmte hierauf seinen Sohn, und verschied.

Der junge Dscherberi, der noch nicht zwanzig Jahr alt war, hegte in seinem Herzen nicht lange den Stachel des Schmerzes, welchen der Verlust eines so guten Vaters ihm hätte tief eindrücken sollen. Außer der fahrenden Habe und den Häusern, welche er erbte, fand er noch in einem Gewölbe des Wohnhauses fünf mal hunderttausend Zeckienen, welche in funfzig Gefäßen, jedes zu zehntausend Stück, bewahrt lagen. Diese Summe däuchte dem Jüngling, der noch keine Begriffe von Reichthümern hatte, die Schätze Indiens; er überließ sich also jeglicher Verschwendung, die sich ihm darbot; er kaufte Frauen zu seinem Vergnügen, und kleidete sie prächtig; er hielt offene Tafel für alle junge Leute seines Alters, welche ihm beständig den Hof machten und unabläßig seine Eitelkeit nährten durch Lobpreisungen seines Aufwandes, seiner Musik, der Köstlichkeit seiner Weine und der Feinheit seiner Gerichte.

Eine solche Lebensweise hatte bald sein ganzes Erbtheil verschlungen. Als er alle seine Goldgefäße erschöpft hatte, verkaufte er seine Häuser in der Stadt und seine Landhäuser, und behielt noch die Frauen so lange als möglich. Aber zuletzt war er genöthigt, auch diese zu veräußern, um völlig seine Schulden zu

bezahlen; denn sein Herz war auf die Säulen der Ehre und der Redlichkeit fest gegründet.

So war er denn binnen kurzer Zeit ohne Gut, und folglich ohne Freunde. Glücklicherweise hatte die Natur ihn mit einer Stärke und Gesundheit begabt, welche durch die Ueppigkeit nicht geschwächt waren. Weil ihm nun keine andere Hülfsmittel übrig blieben, so ergriff er das Gewerbe eines Lastträgers; und es währte nicht lange, so wurde er allen seinen Handwerksgenossen in Bagdad vorgezogen, wegen der ungeheuren Lasten, welche er tragen konnte, wegen seines Verstandes, und wegen der Munterkeit, womit er seine Arbeit verrichtete. Denn zu dem Rathe seines Vaters, der ihm empfohlen hatte, am Abend nicht für den künftigen Tag zu sorgen, befolgte er noch den Grundsatz, heute zu vergessen, was er gestern gethan hatte. Auch war er bald der glücklichste Mann in ganz Bagdad. Seine Arbeit machte ihm keine Beschwerde; und er war nicht mehr von den Lüsten abhängig, deren Sklave er gewesen war. Er kannte nun die Falschheit der Freunde; man achtete ihn in seinem Stande; und er arbeitete nicht mehr, als er nothwendig zu seinem Unterhalte bedurfte; er hatte keine Weiber, keine Kinder, und blieb nüchtern. Kurz, er war der glücklichste aller Muselmänner.

Als er einst um Mitternacht von einem Landhause kam, wohin er einen Ballen getragen hatte, und am

Ufer des Tigris hin ging, hörte er eine Frauenstimme aus der Mitte des Stromes her; sie rief:

„Um Gottes willen, kommt mir zu Hülfe!"

Der Ton dieser Stimme war so rührend, daß Dscherberi sich nicht besann, sondern seine Kleider abwarf, ins Wasser sprang, hin schwamm, und so glücklich war, die Unglückliche zu retten, in demselben Augenblick, da sie sich noch kaum über dem Wasser erhielt, und ihre Kräfte sie eben verlaßen wollten. Er brachte sie, troß dem reißenden Strome, ans Land. Und als sie sich etwas von ihrer Angst erholt hatte, bat sie ihn, sie bis zu ihrem Hause zu begleiten, welches sie ihm bezeichnete. Dscherberi that es willig. Als er an die Thüre kam, hörte er drinnen Kinder weinen, welche nach ihrer Mutter verlangten. Er trat mit ihr in das Haus; die gerettete Frau erschien hier dem Dscherberi von hinreißender Schönheit; sie nöthigte ihn zum sitzen, ließ Feuer anzünden, seine Kleider zu trocknen, und erzählte ihm ihre Geschichte, welche sie tausendmal unterbrach, um ihm ihre überschwängliche Dankbarkeit zu bezeugen:

„Es sind nun sieben Monate, daß eine alte Frau in mein Haus trat und zu mir sagte:

„Ich habe noch niemals die Predigt versäumt, welche in der großen Moschee gehalten wird: aber heute sind Geschäfte dazwischen gekommen, welche mich abgehalten haben, meine Abwaschung zu verrichten.

Du weißt, daß ich, ohne die Erfüllung dieser Pflicht, die Moschee nicht betreten darf. Ich bitte dich also," fuhr sie fort, „mir einen Topf voll Wasser zu leihen."

Ich gewährte ihr ihre Bitte; sie wusch sich, begab sich nach der Moschee, und kam darauf wieder, mir zu danken. Ich lud sie zum Mittagsessen bei mir ein, weil ich nichts besseres thun zu können dachte, als eine Frau in mein Haus zu ziehen, welche mir so andächtig erschien, und die ich vermögen konnte, Gott für meinen abwesenden Mann zu bitten. Sie aber lehnte es ab, und erwiederte mir:

„Meine Tochter, ich werde Gott bitten, dir den Dienst zu vergelten, welchen du mir erwiesen hast; aber es ziemt sich nicht für eine Frau meines Alters, außer ihrem Hause zu essen."

Nachdem sie mir tausend Segnungen angewünscht hatte, verließ sie mich.

Fünfhundert und zwei und neunzigster Tag.

Seit dieser Zeit hat sie mich jeden Freitag besucht; auch vorgestern kam sie, wie gewöhnlich, und sprach zu mir:

„Du hast mich schon oft eingeladen, länger bei dir zu verweilen; wenn es dir nun recht ist, so will ich diesen Abend deinen Wunsch erfüllen, ich will bei

dir speisen, und dann wollen wir die Nacht im vereinten Gebet für die Heimkehr deines Mannes zubringen. Ich mache aber dabei eine Bedingung, nämlich, daß du morgen mich ganz früh nach einem Landhause begleitest, wo das Verlöbnis einer von meinen Verwandten soll gefeiert werden. Ich verspreche dir noch, dich wieder heim zu begleiten."

Ich nahm ihr Erbieten an: wir gingen gestern mit Anbruch des Tages aus meinem Hause, wir fanden ein Boot, welches uns über den Tigris setzte, und kamen in eine wenig bewohnte Gegend. Ein abgelebter und sehr schlecht gekleideter Greis nahm uns beim Aussteigen in Empfang, und führte uns nach einer Schäferei, wo wir eine Gesellschaft von etwa funfzehn Frauen antrafen. Ungeachtet der Freundlichkeit, womit sie mich bewillkommneten, erweckte mir jedoch alles, was ich hier sah, Verdacht, und überzeugte mich, daß die Alte mich betrogen hatte. Ich fragte sie mit großer Unruhe, wo denn die Hochzeit wäre, welche sie mir angekündigt hatte. Sie versicherte mich, dieselbe fände am Abend statt, wenn die Liebhaber aller der Mädchen, die ich hier sähe, angekommen wären. „Alsdann," fügte sie hinzu, „speisen wir zusammen; wir trinken Wein, und du kannst dich auch demjenigen zugesellen, der dir am meisten gefällt."

Mehr bedurfte ich nicht, um zu begreifen, in welchen Abgrund des Unheils diese boshafte Alte mich ge-

stürzt hatte. Indessen unterdrückte ich meinen Schmerz und verbarg meine Unruhe; aber ich wandte mich in der Stille meines Herzens an Gott und flehte zu ihm:

„Du, der du die Unschuldigen und Bedrängten beschirmest, errette mich aus der gräßlichen Noth, in welche ich gerathen bin!“

Dieses Gebet zerstreute meine Angst und ich sagte zu der Alten mit weniger Beklommenheit:

„Ich bin dir sehr verbunden, daß du mich an einen Ort geführt hast, wo sich Vergnügungen darbieten, welche ich in meiner Einsamkeit nicht erwarten durfte.“

Diese Worte täuschten die Alte, und wir unterhielten uns den ganzen übrigen Tag nur von den Freuden, welche die Nacht mit sich bringen würde.

Als die Sonne untergegangen war, sah ich von verschiedenen Seiten her etwa zwanzig Räuber ankommen, die meist verstümmelt waren. Sie grüßten die Alte, und fragten sie, warum sie so lange ausgeblieben wäre. Diese entschuldigte sich, mit der Mühe, welche sie sich gegeben, mich ihnen zu verschaffen. Hierauf stellte sie mich ihnen vor, und sie gestanden, daß sie ihnen noch nie eine Frau zugeführt hätte, welche mehr nach ihrem Geschmacke gewesen wäre.

Man trug das Abendessen auf, und ich bekam keinen andern Platz, als den Schooß des Anführers der Bande, auf welchen ich mich setzen mußte. Ich machte keine Schwierigkeit; ich stellte mich sogar, als

wenn ich sehr vergnügt wäre. Indessen sann ich stäts auf Mittel, dem Unheil zu entschlüpfen, welches mir drohte. Als ich sah, daß derjenige, dessen Beute ich geworden war, mich eben so verliebt in ihn wähnte, als er es in mich war, so gab ich ein Bedürfnis vor. Die Alte nahm ein Licht, und führte mich aus dem Hause.

„Ich wußte wohl,“ sprach sie zu mir, „daß du nicht lange auf mich böse sein würdest; man muß anfangs zwar etwas zürnen, das ist so Gebrauch: aber morgen wirst du mir sogar herzlich danken.“

Ich würdigte die Alte keiner Antwort; als ich aber weit genug von dem Hause zu sein glaubte, um meinen Entwurf auszuführen, so wußte ich geschickt das Licht auszulöschen, als wenn es zufällig geschähe, und bat sie hin zu gehen und es wieder anzuzünden. Sie that es: und nun lief ich hurtig nach der Stelle hin, wo wir ans Land gestiegen waren. Ich war noch nicht dort angelangt, als ich schon mehrere jener Unseligen schreien hörte, die mir nachliefen, mir riefen, und höhnten, daß man ihnen nicht so leicht entginge, als ich mir schmeichelte. Diese Worte verdoppelten meine Angst; ich nahm meine Zuflucht zu Gott, und betete zu ihm:

„Mein Gott, du kennst die Rechtschaffenheit meines Herzens: ich erwähle einen gewaltsamen, aber schuldlosen Tod vor einem lasterhaften Leben!“

Mit diesen Worten schloß ich die Augen, und stürzte mich von dem hohen Ufer, auf welchem ich stand, in den Strom. — Du hast mein Rufen gehört, und Gott hat sich deiner bedient, mich zu erretten. Ich werde nimmer den Dienst vergessen, welchen du mir geleistet hast, und gegen dich stäts dieselbe Ehrerbietung hegen, wie gegen einen Vater."

Hierauf bot sie ihm einen Boetschalik *) und hundert Goldstücke dar, mit Bedauern, daß sie ihm nicht mehr geben könnte. Dscherberi wollte das Geld nicht nehmen; um ihren guten Willen jedoch nicht ganz zu verschmähen, nahm er den Boetschalik an, pries sich glücklich, daß Gott ihn zu einem so guten Werk ausersehen hatte, und ging heim."

*) Eine Art Teppich.

„Dieses Benehmen," sagte hierauf Hüddschadsch, „ist doch etwas zu stark für einen Lastträger; du erzählst mir lauter unglaubliche Geschichten."

„Mein hoher Gebieter," erwiederte Moradbak, „ich bin nicht fähig, deine Hoheit so zu täuschen: aber glaubst du, daß die Natur bei Austheilung der Gemüther den Stand ansieht? Was würde deine Majestät sagen, wenn sie das Zartgefühl eines Räubers von Handwerk vernähme?"

„Laß doch hören," antwortete Hüddschadsch, indem er sich auf seinem Lager umdrehte.

„Was ich dir jetzt erzählen will," fuhr Moradbak fort, „wird in den zuverläßigsten Geschichtsbüchern berichtet, und kann niche bezweifelt werden."

„Erzähle nur immer," unterbrach sie Hüddschadsch; „gleich viel, wo du es her hast."

Moradbak begann also:

Geschichte
eines Räubers in Seïstan.

Fünfhundert und drei und neunzigster Tag.

Leisch war ein bloßer Handarbeiter in der Landschaft Seïstan; als er sah, daß er nicht genug erwarb, sich zu erhalten und zu ernähren, wie er wünschte, gesellte er sich zu einer Räuberbande, deren Vertrauen er sich bald durch seinen Muth und seine Gewandheit erwarb. Diese Bande machte sich sehr furchtbar; und durch ihre Erfolge dreist geworden, faßten diese Räuber den Anschlag, den Schatz des Königs von Seïstan, namens Dirhem und Sohn Nasirs, zu stehlen. Sie sprengten die Thüre, und packten alles zusammen, was sie nur fortschleppen konnten, Gold, Silber und Edelge-

steine. Sie waren schon im Begriff, ungehindert mit ihrer Beute abzuziehen, als Leisch etwas Glänzendes an der Decke hangen sah; er zweifelte nicht, daß es ein unschätzbarer Edelstein wäre, und gab sich viel Mühe, ihn herab zu holen. Als er ihn nun mit der Zunge berührte, erkannte er, daß es ein Stück Steinsalz war; er rief sogleich seine Gesellen zusammen, und verwies ihnen das Verbrechen, welches sie begingen. Sie waren sehr erstaunt über seine Vorwürfe; er aber erwiederte ihnen:

„Ich habe hier von dem Salze des Königs gegessen, und ihr wißt wohl, daß Salz und Brot, die beiden größten Geschenke, welche uns Gott verliehen hat, jedermann verpflichten, demjenigen getreu zu sein, von dem er sie empfangen hat. *) Demnach beschwöre ich euch, wenn ihr irgend Freundschaft für mich hegt, alles hier liegen zu laßen, was ihr schon aufgepackt habt, so wie ich selber thue."

Seine Gesellen ließen sich überreden, und machten die Thüre wieder zu, ohne irgend etwas von dem Schatze mit zu nehmen.

Als am folgenden Morgen der Schatzmeister kam, den Schatz zu besichtigen, und an der Unordnung, in welcher er alles fand, wohl sah, daß man eingebrochen war, so benutzte er diese Gelegenheit, und ließ

*) Daher noch der Brauch, in manchen Städten, dem bestehenden Oberherrn Salz und Brot darzubringen.

alle fertigen Ballen in sein Haus tragen. Hierauf lief er zu dem Könige, zerraufte sich den Bart, und schrie:

„Herr, man hat deinen Schatz gestohlen, die Räuber haben die vergangene Nacht dazu benutzt!"

Es wurden sogleich alle möglichen Nachforschungen angestellt, und demjenigen große Belohnungen versprochen, welcher die Räuber ausspüren könnte.

Leisch, der alles vernahm, was vorging, merkte wohl, wer die Verwirrung verursachte; als er aber sah, daß unschuldige Leute deshalb nicht nur in Verdacht kamen, sondern auch täglich verhaftet wurden, erregte es sein Mitleid, seine natürliche Gutmüthigkeit überwog die Gefahr, welcher er sich durch Entdeckung der Wahrheit aussetzte, er trat entschlossen vor den Vesyr, und sprach zu ihm:

„Herr, ich weiß, wer den Schatz gestohlen hat; führe mich zu dem König, ich will es ihm entdecken."

Der Vesyr führte ihn auf der Stelle zu dem König, und Leisch bekannte diesem aufrichtig alles, was vorgegangen war; er fügte hinzu, daß ohne Zweifel der Schatzmeister diese Gelegenheit benutzt habe, seinen Diebstahl zu verdecken; und setzte sein Haupt zum Pfande, daß, wenn der König das Haus desselben durchsuchen ließe, man darin das von dem Schatze Geraubte finden würde.

Der König, von des Räubers Aussage betroffen, folgte seinem Rath; und man fand, daß er richtig ver-

muthet hatte. Der Schatzmeister wurde nach dem Palaste geführt; Dirhem warf ihm seine Treulosigkeit vor, und sagte zu ihm:

„Ich pflegte dein von deiner Kindheit an, ich überhäufte dich mit Wohlthaten: gleichwohl bezahlest du mich mit Undank; und setzest mich in Gefahr, Unschuldige zu verurtheilen, und du selbst bestiehlst mich, während ein Räuber, dem ich nie eine Gnade erwiesen, und der nur zufällig von meinem Salze gegessen, seine ganze Beute liegen laßen, und was noch mehr ist, durch sein Beispiel und seine Reden auch seine Gesellen vermocht hat, nichts weg zu schleppen."

Der Schatzmeister konnte nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen, und wurde von dem Könige zum Tode verurtheilt, der sein Amt nun dem Leisch übergab. Dieser entsprach dem Vertrauen des Fürsten, und bewies ihm alle mögliche Treue.

Nachdem er sein Amt so mehrere Jahre verwaltet hatte, erhub der König ihn zum Feldherrn seiner Kriegsheere. Leisch erwarb sich auch in dieser neuen Stellung großen Ruhm; und die drei Kinder, welche er nachließ, zeichneten sich durch ihren Heldenmuth aus, und gelangten endlich auf den Thron, welchen ihre Nachkommen lange Zeit eingenommen haben.

Ich glaube," fuhr Moradbak fort, „Euer Majestät wird nunmehr durch das Betragen Leischs sich überzeugt haben, daß Dscherberi wohl die hundert Piaster ausschlagen konnte; und wenn ihr noch Lust habt, den weiteren Verlauf seiner Geschichte zu hören, so will ich sie morgen erzählen."

Hüddschadsch ließ es sich gefallen; und am folgenden Tage fuhr Moradbak also fort:

Beschluß
der Geschichte des Lastträgers.

Dscherberi hatte, wie gesagt, sehr große Stärke, und durch die Arbeit dieselbe so ungeheuer vermehrt, daß die übrigen Lastträger in der Stadt, voll Verdruß, daß er allein fast all ihre Arbeit verrichtete, und daß jedermann lieber auf ihn wartete, als einen andern annehmen wollte, sich entschlossen, zu ihm zu gehen, und zu ihm sagten:

„Dscherberi, wenn du nicht mehr arbeiten, sondern ruhig und müßig daheim bleiben willst, so verpflichten wir uns, dir täglich zehn Asper zu geben."

Dscherberi willigte ein, und die Lastträger bezahlten ihm pünktlich dieses Tagegeld; er lebte ruhig davon, und hielt ihnen seinerseits auch Wort. Aber der Müßiggang erschlaffte seine Kräfte, welche die Arbeit gestärkt hatte. Sein ganzes Wesen veränderte sich, und er ward krank. Da er nun niemals an den nächsten Tag gedacht hatte, so gerieth er bald in Dürftig-

keit. Die Lastträger, welche ihn so geschwächt sahen, wollten ihm nicht mehr die bedungene Summe reichen; und Dscherberi nahm in seinem Unglücke seine Zuflucht zu Gott. Und im Schlaf erschien ihm der heilige Prophet in strahlender Herrlichkeit, und sprach zu ihm:

„Dscherberi, du bist nur krank geworden, weil du nicht fürder deine Kräfte gebraucht hast, welche dir Gott verliehen hat: demüthige dich, arbeite, und du wirst sie wieder finden.“

Von Stund' an wurde sein Herz gerührt und seine Gesundheit hergestellt; aber er war noch zu schwach, sein Gewerbe wieder so glänzend aufzunehmen, als er es angefangen hatte, und vor allen sich an den Lastträgern zu rächen.

Er saß eines Tages vor der Thüre des Großvesyrs, als eine Frau, ganz in Thränen, sich an seine Seite setzte, um auf Zutritt bei dem Minister zu warten. Dscherberi befragte sie um die Ursache ihrer Thränen.

„Ach!“ antwortete sie, „gestern ist mein Sohn ermordet worden, und von mehreren Dolchstichen durchbohrt, vor meiner Hausthüre todt niedergestürzt, ohne daß er noch seinen Mörder zu nennen vermochte; sterbend rief er nur aus: „ich bin ermordet!“ Er war meine einzige Stütze. Ich will jetzo den Vesyr bitten,

seinen Mörder aufsuchen zu laßen, damit wenigstens sein Tod nicht ungerochen bleibe."

„Kannst du ihm irgend eine Nachweisung darüber geben?" fragte sie Dscherberi.

„Leider, nein!" antwortete sie; „und das verdoppelt noch meinen Schmerz; ich bin die Witwe eines Kaufmanns; mein Sohn war jung, und meine ganze Hoffnung. Der Vesyr wird mir ohne Zweifel antworten, daß es in einer so großen Stadt wie Bagdad unmöglich ist, den Mörder eines unbekannten Menschen aufzufinden." —

„Höre ihn mit aller seinem Range schuldigen Ehrerbietung an; aber wenn er kein Mittel findet, dir zu helfen, so sprich zu ihm, daß Dscherberi der Lastträger dir gesagt habe, wenn er Vesyr wäre, er würde schon den Mörder deines Sohns zu finden wissen."

Die trostlose Mutter gab zwar nicht viel auf einen so schwachen Zuspruch, jedoch dankte sie ihm dafür.

Alles was sie vorausgesehen hatten, traf ein; dem Vesyr wurden die Wehklagen dieser Frau sogar überlästig, und er befahl, sie hinaus zu führen; sie aber fiel ihm zu Füßen, und sagte zu ihm:

„Gnädiger Herr, geruhet Dscherberi den Lastträger zu befragen, und ich werde den Mörder meines Sohnes auffinden."

„Das ist doch wenigstens eine Nachweisung, welche du mir gibst," erwiederte der Vesyr; „du klagst ihn also an, deinen Sohn umgebracht zu haben?"

„Nein, gnädiger Herr," antwortete ihm die Frau; „aber er sagte zu mir, wenn er Vesyr wäre, so würde er schon Mittel finden, den Mörder zu fassen."

Der Vesyr wandte sich sogleich zu einem von seinen Leuten, und sagte:

„Geh hin und hole diesen geschickten Mann, führe ihn mir vor; und wenn er denjenigen nicht findet, den man sucht, so soll er auf eine Weise bestraft werden, daß er sich ein andermal nicht einbilden wird, mehr zu wissen, als die Vesyre der Könige."

Die Leute des Vesyrs blieben nicht lange mit Dscherberi aus.

„Kennst du diese Frau?" fragte ihn der Vesyr, als er herein trat.

„Nein, gnädiger Herr," antwortete ihm Dscherberi. —

„Du kennst doch ihren Sohn?"

„Noch weniger," antwortete er.

„Weißt du irgend etwas von seinem Mörder?" —

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als du," fuhr der Lastträger fort.

„Wie willst du ihn denn auffinden?" fragte der Vesyr ungeduldig.

„Wenn ich deine Macht hätte," antwortete Dscherberi mit zuversichtlichem Tone, „so wollte ich morgen schon wissen, wer den Sohn dieser armen Frau getödtet hat."

„Ich überlaße sie dir bis dahin," erwiederte der Vesyr, „und du magst alles verfügen, was dir beliebt, um den Mörder auszuforschen: wenn es dir aber nicht gelingt, so verheiße ich dir fünfhundert Streiche auf die Fußsohlen."

„Ich bin es zufrieden," antwortete der Lastträger.

Dscherberi befahl sogleich einem Gerichtsdiener, nach der dem Hause der trostlosen Mutter zunächst gelegenen Moschee zu gehen, dort bei anbrechender Nacht den Müesin *) von dem Minaretthurm zu erwarten, ihn beim Heraustreten etliche Maulschellen zu geben, und ihn herbei zu führen.

Der Gerichtsdiener befolgte genau die Befehle Dscherberi's.

Fünfhundert und vier und neunzigster Tag.

Als der Müesin ihm vorgeführt wurde, entschuldigte der neue Vesyr sich sehr, daß man ihn so mishandelt habe, und ließ ihm zehn Zeckienen zur Entschä-

*) Ausrufer der Stunden, besonders des Gebets.

digung reichen. Hierauf hieß er jedermann hinaus gehen, und befahl ihm, allen Leuten, die ihn wegen seiner Verhaftung befragen würden, zu sagen, man habe ihn für einen andern genommen. Aber vor allen Dingen befahl er ihm, auch während der Nacht zum Gebete zu rufen, alsdann sogleich vom Thurme herab zu steigen und allen Rede zu stehen, die ihn befragen würden, warum er zu einer so ungebührlichen Stunde ausrufe; und schärfte ihm dabei ein, genau Acht zu geben, wer zuerst kommen würde, ihn deshalb zu befragen.

Der Müesin ging sehr zufrieden weg, und that alles, was ihm befohlen war. Er hatte kaum in der Nacht zum Gebete gerufen, als ein junger Mensch hastig zu ihm kam, und ihn fragte, warum er gestern wäre verhaftet worden. Der Müesin antwortete bloß, daß man ihn für einen andern genommen habe.

Als man Dscherberi diesen Vorgang berichtet hatte, ließ er sich den jungen Menschen, der eine so große Neugier bezeigt hatte, vorführen, und ließ ihm so viel Streiche auf die Fußsohlen geben, bis er mit allen Umständen bekannte, auf welche Weise er den Todtgefundenen ermordet hatte; er fügte hinzu, daß die Furcht vor der Entdeckung ihn auf alle ungewöhnliche Vorgänge aufmerksam gemacht, und ihn bewogen habe, sich zu erkundigen, warum der Müesin zu einer so ungebührlichen Stunde zum Gebete gerufen, indem

ihm, nach dem begangenen Verbrechen, alles verdächtig vorgekommen.

Dscherberi überlieferte, dem Gesetze gemäß, der Mutter den Mörder ihres Sohns; und sie forderte seinen Tod, der ihr auch gewährt wurde.

Der Vesyr bewunderte Dscherberi's Verstand und Scharfsinn, und verlangte seine Geschichte zu wissen. Dscherberi erzählte sie ihm. Der Minister machte ihm Vorwürfe, daß er ein so niedriges Gewerbe, wie das eines Lastträgers, ergriffen, und bewog ihn, in das Kriegsheer einzutreten, welches der Chalyf gegen die Gebern *) ausschickte. Er war froh, auf diese Weise das Ansehen zu haben, als wenn er das Verdienst belohnete, während er einen Menschen aus der Stadt entfernte, welchen der Chalyf in seine Nähe und zu Aemtern berufen konnte, wenn er etwa von ihm reden hörte.

Dscherberi that in dem Feldzuge gegen die Gebern Wunder der Tapferkeit und der Stärke. Aber weil er seinem Muthe zu sehr vertraute, fiel er in Gefangenschaft. Während nun die Feinde sich über die Todesart beriethen, welche sie ihm anthun wollten, um sich für den großen Schaden zu rächen, welchen er ihnen gethan hatte, betete er das hundert und funfzehnte Kapitel des Korans, zersprengte seine Ketten, erwürgte

*) Die Persischen Feueranbeter, die den Muselmännern so verhaßt sind.

den Gefangenwärter, der sich seiner Flucht wiedersetzen wollte; und aus Furcht, wieder in die Hände seiner Feinde zu fallen, entfloh er in die Wüste, wo er lange Zeit von Früchten und Wurzeln lebte. Zuletzt gerieth er in einen Wald am Gestade des Meeres, und stieg auf einen Baum, um sicher zu schlafen, und sich vor den wilden Thieren zu bewahren, die ihn hätten anfallen können.

In der Nacht sah er aus dem Meer einen schwarzen Stier hervor steigen, der entsetzlich brüllte und sich dem Baume näherte, auf welchem er saß. Er bemerkte dabei, daß dieses furchtbare Thier aus seinem Munde einen Stein fallen ließ, welcher den ganzen Wald erleuchtete, und ihm dazu diente, die Kräuter zu erkennen, welche ihm am meisten gefielen, wie der Saffran und die Hyacynthen. Dscherberi, der von Kindheit an mit Edelsteinen vertraut war, womit sein Vater einen starken Handel getrieben hatte, zweifelte nicht, daß der Stein, welchen er hier sah, ein echter Karfunkel wäre, jener kostbare und seltene Stein, davon er so oft reden gehört, ihn aber nie gesehen hatte; und geblendet von dem Glanz und der Größe desselben, sann er, nachdem er sich ein wenig von seinem Schreck erholt hatte, nur auf Mittel, sich eines solchen Wunderkleinods zu bemächtigen.

So bald der Tag anbrach, nahm der schwarze Stier den Stein wieder zu sich, und ging ins Meer

zurück. Dscherberi stieg von dem Baume, verrichtete sein Gebet, pflückte etliche Früchte, und begab sich ans Gestade des Meeres, wo er etwas Erde einweichte und sie sorgfältig auf den Baum trug, auf welchem er die Nacht geschlafen hatte.

In der folgenden Nacht erschien der schwarze Stier wieder; er legte den Stein auf die Erde, und als er sich etwas davon entfernt hatte, sich schmackhafte Weide zu suchen, warf Dscherberi den Leimen, welchen er aufgerafft hatte, auf den Stein herab und bedeckte ihn damit. Als dem Stiere so seine Leuchte entschwand, stürzte er sich ins Meer, nachdem er ein entsetzliches Gebrüll ausgestoßen hatte, und Dscherberi bemächtigte sich des Karfunkels, der seinesgleichen nicht in der Welt hatte.

Mit diesem Glücke zufrieden, dachte Dscherberi jetzo nur darauf, wieder in sein Vaterland zu kommen. Er war auch so glücklich, ein Schiff zu finden, welches ihn nach Ormus brachte. Er durchreiste ganz Persien; und weil er wußte, daß der König von Persien ein Liebhaber von kostbaren Steinen war, und von allen Enden der Welt her dergleichen sammelte, so ließ er sich ihm, als einen Mann anmelden, welcher ihm das schönste Kleinod zeigen wollte, so man jemals gesehen habe.

Der König hatte damals gerade einen Kaufmann aus Balsora bei sich, der ihn durch die Schönheit

und Menge der Edelsteine, welche er ihm vorzeigte, in Erstaunen setzte, Er freute sich, die Eitelkeit eines Kaufmanns beschämen zu können, der sich auf eine so ruhmredige Weise ankündigen ließ, wie Dscherberi, indem er gerade Edelsteine beschaute, welche er für die schönsten auf der Welt hielt; er ließ also den Ankömmling sogleich eintreten. Dscherberi erschien in demselben Augenblick, als der Juwelenhändler von Balsora zu dem Könige sagte:

„Euer Majestät darf sich nicht verwundern, daß ich euch hier alle diese Meisterstücke der Natur vorzeige. Wenn ihr wüßtet, auf welche Weise ich dazu gekommen bin, so würdet ihr es sehr natürlich finden."

Nachdem der König ihm bezeugt hatte, daß er mit Vergnügen vernehmen würde, wie er so viele Reichthümer erworben hätte, nahm der Kaufmann also das Wort:

Fünfhundert und fünf und neunzigster Tag.

Geschichte des Juwelenhändlers.

„Mein Vater war arm und seines Gewerbes ein Fischer; ich und meine drei Brüder waren eines Tages bei ihm in dem Kahn und wir warfen die Netze aus, nachdem wir den großen Propheten um einen glücklichen Fischzug angerufen hatten; nur mit großer Mühe

zogen wir die Netze wieder heraus, so ungeheuer schwer waren sie. Endlich brachten wir sie ans Land; aber wie groß war unser Erstaunen, als wir einen Fisch in Menschengestalt darin erblickten. Mein Vater schlug uns vor, denselben nach der Stadt zu bringen, und ihn für Geld sehen zu laßen: aber der Meermann, der uns anblickte, als ob er uns verstanden hätte, setzte uns noch mehr in Erstaunen, als er also anfing zu sprechen:

„Ich bin ein Bewohner der Gewässer und ein Geschöpf Gottes, wie ihr; gebet mir die Freiheit wieder, und misbrauchet es nicht, daß mich der Schlaf in eure Netze gebracht hat. Wenn ihr mir diese Bitte gewähret, so will ich euch binnen sehr kurzer Zeit etwas bringen, das euer Glück machen soll."

Der Meermann rührte uns durch sein Flehen; er schwur bei dem großen Gotte, daß es zwölf tausend Muselmänner im Meere gebe, und daß er hin gehen und eine große Menge derselben auffordern wolle, die reichen Geschenke aufzusuchen, welche er uns zugedacht habe, aus Erkenntlichkeit dafür, daß wir ihm die Freiheit geschenkt. Kurz, wir willigten in sein Begehren. Er sagte uns Lebewohl, mit der Bitte, uns nach zwei Tagen an demselben Orte ein zu finden, wo wir damals waren; und alsbald sahen wir ihn sich ins Meer hinab schwingen. Wir stellten uns am bestimmten Tage wieder ein, und der Meermann erschien

auch wieder, im Gefolge mehrerer anderer Männer seiner Art, welche sich sogar sehr unterwürfig gegen ihn bezeigten. Sie waren mit einer ungeheuren Menge Edelgesteine beladen, welche uns der von uns in Freiheit gesetzte Meermann darbot. — Die Steine, welche Euer Majestät hier vor sich sieht, rühren daher; wir gaben unser Fischergewerbe auf, nachdem wir unsern Vater so versorgt hatten, daß es ihm an nichts fehlen konnte; wir vier Brüder theilten das ganze Geschenk des Meermannes in vier Loose, und fingen damit in den verschiedenen Städten, wo wir uns niederließen, einen Juwelenhandel an."

Der Lastträger.

„Die Schönheit der Edelsteine hier bestätigt die Wahrheit dieser Geschichte;" versetzte der König mit Bewunderung; und sich zu Dscherberi wendend, fuhr er fort:

„Was sagst du zu dem, was du hier so eben gehört hast und noch siehst? Ohne Zweifel wird die Betrachtung so großer Kostbarkeiten dich zurückhalten, deinen Stein zu zeigen, welchen du mir so ruhmredig hast ankündigen laßen."

„Herr," antwortete ihm Dscherberi, „wenn ich Euer Majestät auch nicht verheißen hätte, euch ein Wunder der Welt sehen zu laßen, so würde schon diese Geschichte, und alle die Edelsteine, welche ich hier

sehe, mich dazu bewegen. Die Abenteuer dieses Kaufmanns und die meinigen beweisen, daß der Zufall günstiger ist, die köstlichsten Dinge zu finden, als die mühsamste Nachforschung."

Mit diesen Worten enthüllte er seinen wundervollen Karfunkel: der König war ganz geblendet von dem Glanz, und der Kaufmann von Balsora packte sogleich alle seine Juwelen wieder ein und entfernte sich. Dscherberi sprach hierauf zu dem Könige:

„Mein Fürst, dieses einzige Kleinod, welches ohne Zweifel dem größten Könige der Erde bestimmt ist, darf nicht wieder aus eurem Palaste kommen: ich flehe, Euer Majestät, es von mir anzunehmen, und schätze mich glücklich, daß ein günstiges Geschick mich erwählt hat, es euch darzubieten."

Der König, durch diese Rede geschmeichelt und von seiner Großmuth gerührt, befahl seinem Vesyr, ihm sogleich fünfmal hunderttausend Drachmen Silbers, tausend Stücke Goldstoff, zwei Pferde, und zehn Ehrenkleider zu geben.

„Das ist noch nicht alles," fügte der König hinzu: „Ich will wissen, auf welche Weise dieser prächtige Karfunkel in deine Hände gekommen ist.

„Nicht das allein soll Euer Hoheit erfahren," antwortete Dscherberi, „sondern alles, was einem eurer treusten Sklaven begegnet ist, wenn ihr die Gefälligkeit habt, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken."

Der König gewährte: Dscherberi erzählte ihm genau alles, was ich so eben Euer Majestät erzählt habe; und der König, eingenommen durch die große Gutmüthigkeit und den gesunden Verstand, welchen er in ihm entdeckte, wollte sich fortan nicht mehr von ihm trennen, und machte ihn zu seinem Vesyr, indem sein bisheriger Vesyr ihm aus gewissen Ursachen nicht mehr anstand. Dscherberi verwaltete dieses Amt lange Zeit mit großen Ehren, und behielt es bis an seinen Tod."

„Ich billige sehr die Wahl dieses alten Perserkönigs,“ sagte Hüddschadsch, „und ich glaube, daß ein vom Unglück geprüfter Mann, der seine Seele stäts in vollkommenem Gleichmuth erhalten hat, würdig ist, die Welt zu beherrschen. Ich wünschte wohl, daß ich so glücklich wäre, einen solchen Minister zu finden.“

Moradbak, hocherfreuet über diese Worte des Königs, ergriff diese Gelegenheit, ihre Erkenntlichkeit für den weisen Abumelek auszudrücken, und ihn aus den Fesseln zu befreien:

„Herr,“ sagte sie hierauf, „Euer Majestät besitzt einen solchen Schatz. — Wenn eure Sklavinn,“ fügte sie hinzu, indem sie sich ihm zu Füßen warf, „vor euren Augen Gnade gefunden hat, so geruhet, dem Abumelek die Freiheit wieder zu geben, welcher seit zehn Jahren in Ketten schmachtet. Er ist es, Herr, dem ihr die erwünschte Beruhigung verdankt, welche euren Sinnen wiedergegeben zu sein scheint. Seitdem ich das Glück habe, vor euch erscheinen zu dürfen, hat er jeden Tag mich das gelehrt, was ich Euer Majestät erzählen sollte.“

Hüddschadsch rief sich jetzo das Andenken Abumeleks zurück, und machte sich Vorwürfe, daß er den tugendhaften und freimüthigen Mann so lange unterdrückt hatte. Ihn gereuten auch alle die Grausamkeiten, welche er bisher begangen hatte. Aber nicht min-

der war er von Erkenntlichkeit gegen Moradbak durchdrungen:

„Deine Schönheit,“ sprach er zu ihr, „hatte schon Eindruck auf mein Herz gemacht, deine Tugend unterwirft es dir vollends.“

Die Urkunden des alten Perserreichs fügen hinzu, daß der König Hüddschadsch fortan nur nach dem Rathe des Weisen Abumeleks und der schönen Moradbak herrschte, daß er diese auf den Thron erhub, sie förmlich heirathete, und daß er nun wieder schlief.

Abenteuer des Prinzen Abdulselam
und der
Prinzessinn Schelnissa.

Fünfhundert und sechs und neunzigster Tag.

In Indien herrschte ein mächtiger König, welcher der glücklichste aller Fürsten gewesen wäre, wenn ihm der Trost gewährt worden, sich in einem Sohne wieder zu verjüngen. Seit langer Zeit flehte er den Himmel um dieß köstliche Geschenk an. Endlich wurde er erhört; und es fehlte nun nichts mehr an seiner Glückseligkeit. Er ließ seinen Sohn in allen Wissenschaften unterrichten; und da seine Sorgfalt für die Sitten und die Seele des Zöglings gleichen Erfolg wie die Ausbildung seines Geistes hatte, so ward aus dem jungen Prinzen etwas Vollkommenes. Vor allen waren seine

Menschlichkeit, seine gefühlvolle Seele und alle Eigenschaften seines Herzens nicht genug zu loben: im höchsten Grade beseelte ihn die allgemeine Menschenliebe, und hatte in seinen Augen so viel Anziehendes, daß er den König seinen Vater um die Erlaubnis bat, eine Karavanserei, oder freie Herberge für die Reisenden und Fremden zu erbauen. Der König willigte ein; und als das Gebäude vollendet war, wurden alle ankommende Fremde und Reisende darin aufgenommen und prächtig bewirthet: alles auf Kosten Abdulselams; so hieß der junge Prinz.

Eines Tages kamen drei Derwische an. Abdulselam besuchte, wie er häufig zu thun pflegte, seine Karavanserei, und die Derwische priesen, in seiner Gegenwart, seine Menschenfreundlichkeit gegen die Fremdlinge. In dem Gespräche, das sich zwischen ihnen und dem Prinzen entspann, rühmten sie so sehr den Nutzen der Reisen, daß der Prinz auf der Stelle den Entschluß faßte, auch zu reisen. Die Derwische willigten ein, ihn zu begleiten, riethen ihm aber dabei unter fremden Namen zu reisen, und deshalb auch ein Derwischkleid anzulegen.

Der König war über den Vorsatz seines Sohns sehr betrübt; als er aber sah, daß nichts ihn davon abbringen konnte, so willigte er ein, aber unter drei sehr seltsamen Bedingungen.

Die erste war, daß er nimmer nüchtern eine Stadt beträte; die zweite, daß er in keine Stadt nach dem Nachmittagsgebete *) einginge; und drittens, wenn er in der Nähe einer Stadt, demnach außerhalb derselben übernachten müßte, er auf dem Friedhofe **) schlafen sollte.

Abdulselam schwur seinem Vater, dieß alles genau zu beobachten.

Am nächsten Tage reiste er ab, als Derwisch verkleidet; damit ihm aber unterweges nichts abginge, versah er sich mit vielen Diamanten von großem Werthe, welche er in seinen Kleidern verbarg; zugleich bewaffnete er sich mit einem Dolche.

Nachdem die Derwische überein gekommen waren, dem jungen Prinzen China zu zeigen, und ihn versichert, daß dieses Reich wohl seines Besuchs würdig wäre, machten sie sich auf den Weg; und nach einer langen Reise, so wohl zur See als zu Lande, gelangten sie endlich in dieses ungeheure Reich.

Sie befanden sich um Mittag, gar nicht mehr weit von der Hauptstadt; und als nun der Prinz sah, daß sie hineingehen wollten, da erinnerte er sich, daß er diesen Tag noch nicht gegessen hatte, und weigerte sich, fürder zu gehen, mit der Betheurung, daß er nim-

---

*) Welches gewöhnlich um fünf Uhr Abends verrichtet wird.

**) Die Grabmäler der muselmännischen Todtenäcker bieten Gemach dazu dar.

mer nüchtern eine Stadt betreten werde. Die Derwische verwunderten sich, und stellten ihm vergeblich vor, daß er in der Stadt alles finden würde, was er verlangen möchte; er antwortete ihnen, daß ihm der König sein Vater diese Bedingung auferlegt habe, und daß er ihm nicht ungehorsam sein könne.

Die Derwische verließen ihn, und lachten über diese wunderliche Bedingung, versprachen indeß, ihm alsbald aus der Stadt alles Nöthige zu bringen, um ihn in den Stand zu setzen, dieselbe auch betreten zu können.

Einige Stunden verstrichen, und die Derwische kamen mit dem Versprochenen wieder zu Abdulselam. Nachdem dieser nun gegessen hatte, schickte er sich an, mit ihnen in die Stadt zu gehen, als er gerade das Volk zum Nachmittagsgebete zusammen rufen hörte. Auf der Stelle blieb der Prinz stehen, und beschwur die Derwische, den nächsten Morgen abzuwarten. Wie viel sie ihm auch vorstellten, daß diese ängstliche Befolgung der Befehle seines Vaters höchst lächerlich wäre, er beharrte darauf; und die Derwische verließen ihn unwillig und gingen in die Stadt.

Als es nun Nacht ward, erfüllte Abdulselam auch die dritte ihm auferlegte Bedingung, begab sich auf den Friedhof vor der Stadt, und nahm sein Nachtlager in einem Grabmale. Tausenderlei ängstliche Betrachtungen verscheuchten die Ruhe von ihm: um Mitter=

nacht hörte er Geräusch; er trat aus dem Grabmale, und näherte sich der Gegend, woher das Geräusch kam. Nachdem er etliche Schritte gethan hatte, gewahrte er zween Männer, welche von der Stadtmauer einen Kasten an Stricken herabließen; einer von ihnen, der über die Mauer herab gestiegen war, nahm den Kasten von seinem Gefährten in Empfang, und trug ihn in die Nähe des Ortes, wo unser junger Reisender verborgen war. Beide machten hier ein Grab, und nachdem sie ihre Last darin verscharrt hatten, stiegen sie wieder über die Mauer, vermittelst ihrer Leiter, welche sie sodann nach sich zogen.

Fünfhundert und sieben und neunzigster Tag.

Abdulselam blieb noch einige Zeit in seinem Versteck, aus Furcht, daß er von jemand bemerkt würde; dann schlug er sich mit einem Feuerstahle, welches er bei sich trug, Licht an, und ging gerade nach der Stelle, wo er den Kasten hatte eingraben sehen. Er wühlte die Erde auf, und sah blutige Spuren; er stieß den Deckel des Kastens ein, und wie groß war sein Erstaunen, als er ein junges Mädchen erblickte, welche von mehreren Dolchstichen durchbohrt, in ihrem Blute schwamm! Er betrachtete sie näher, und überzeugte sich, daß sie noch athmete, hub sie aus dem Kasten,

legte sie auf die Erde, zerriß seinen Turban, verband damit ihre Wunden und stillte das Blut. Die Frische des Morgens brachte sie bald wieder zu sich; sie schlug die Augen wieder auf, und konnte sich nicht enthalten, ihr Erstaunen zu bezeigen, als sie einen jungen Derwisch bei ihr sah.

„Wer bist du?" fragte sie Abdulselam: „und wer sind die Grausamen, die dich auf eine so unmenschliche Weise behandelt haben?"

„Ich muß eine günstigere Gelegenheit abwarten, dir meine Unfälle zu erzählen," antwortete die junge Schöne: „aber sei so großmüthig, mir ferner deine menschenfreundliche Hülfe zu gewähren, und rechne auf meine ganze Dankbarkeit."

Abdulselam unterdrückte seine Neugierde; er begab sich alsbald in die Stadt, miethete eine Wohnung, kam mit einer Sänfte zurück, und führte die junge Schöne dahin. Ein geschickter Wundarzt wurde geholt; der vorgebliche Derwisch sagte ihm, daß er mit seiner Schwestrr unterweges von Räubern angefallen und sie verwundet worden. Der Arzt untersuchte und verband die Wunden, und versicherte, daß keine darunter tödtlich wäre, und daß sie binnen kurzer Zeit wieder hergestellt sein würde.

Als sie völlig wieder geheilt war, drang Abdulselam in sie, daß sie ihm ihre Abenteuer erzählen und

ihm entdecken möchte, durch welchen Unfall sie so erdolcht, in einen Kasten gelegt und begraben worden.

„Es ist noch nicht Zeit dazu," antwortete sie ihm, „dir meine Unfälle mitzutheilen; du sollst sie eines Tages schon erfahren. Willst du mir aber gefällig sein, so nimm diese Diamanten, geh hin und verkaufe sie, alsdann werde ich dir sagen, wozu du das daraus gelösete Geld anwenden sollst."

Abdulselam gehorchte; und als er mit dem Erlös der Diamanten zurückkam, sagte sie zu ihm:

„Geh auf den Basar *), in einem großen Laden zur Linken wirst du einen reichen Kaufmann finden, laß dir die beiden beßten Stücke Goldstoff vorlegen, welche er hat, erkaufe sie, ohne zu handeln, und bringe sie mir her.

Abdulselam that ohne Widerrede alles, was sie verlangte, und bezahlte die beiden Stücke Goldstoff mit zweihundert Zeckienen. Als er damit zurück kam, dankte ihm das schöne Fräulein für seine Willfährigkeit; und am folgenden Morgen gab sie ihm abermals denselben Auftrag, welchen er auch eben so ausrichtete, wie den ersten. Der Kaufmann, der neugierig war, zu wissen, wer dieser Fremde sein möchte, der so kostbare Waaren kaufte, forderte für die beiden letzten Stücke den doppelten Werth, und war nicht wenig

*) Markt.

erstaunt, als ihm die geforderte Summe, ohne zu handeln, gezahlt wurde.

Einige Tage darnach drang der Prinz abermals in das Fräulein, ihm ihr Abenteuer zu erzählen; sie willigte ein, unter der Bedingung, daß er nochmals zu demselben Kaufmann ginge und zwei Stücke Goldstoff kaufte; und er gehorchte. Der Kaufmann behielt ihn, aus Erkenntlichkeit, bei sich zum Mittagsessen und bewirthete ihn prächtig.

Der Prinz kam erst am Abend nach Hause, und erzählte dem Fräulein alles, was vorgegangen war. Sie bezeugte darüber die größte Freude, und sagte zu ihm:

„Geh morgenfrüh wieder zu ihm; sage ihm, du habest bei dir eine junge, sehr reiche Japanische Prinzessinn, eine große Liebhaberinn von Kostbarkeiten; bezeigt er sich nun neugierig, sie zu sehen, so lade ihn bei ihr zum Mittagsessen.

Abdulselam ging alsbald wieder auf den Basar, und der Kaufmann nahm die Einladung an.

Als er mit ihm nach Hause kam, führte er den Kaufmann in ein Vorzimmer, und ging zu dem Fräulein, ihn anzumelden. Sie sagte darauf:

„Laß ihn allein herein treten und bleib in dem Vorzimmer: übrigens hege keinen Verdacht gegen meine Tugend.“

Diese letzten Worte reichten hin, Abdulselam vollends zu überzeugen, daß der Kaufmann der Geliebte des Fräuleins wäre; und während er noch über die Rolle nachdachte, welche sie ihm eben spielen ließ, trat der Kaufmann in das Zimmer des Fräuleins, welche sogleich die Thüre abschloß. Dieser letzte Umstand bestärkte unsern Reisenden noch mehr in seiner Vermuthung. Indessen lauschte er, und hörte plötzlich den Kaufmann einen lauten Schrei ausstoßen. Abdulselam sprengte hierauf die Thüre, und erblickte das Fräulein, wie sie eben dem Kaufmanne den Kopf abgehauen hatte, welchen sie noch in Händen hielt. Empört über diese Grausamkeit zog er seinen Dolch und wollte auf sie los stürzen, sie zu durchbohren:

„Halt ein!" rief sie ihm zu, „höre mich an, und wenn du mich schuldig findest, so schalte über mein Leben.

Geschichte der Prinzessinn von China.

Fünfhundert und acht und neunzigster Tag.

Ich bin die einzige Tochter des Kaisers von China; mein Vater, der mich mit der größten Zärtlichkeit liebt, hat für mich außerhalb der Stadt einen Palast erbauen laßen, mit den köstlichsten Gärten umher; dort wohnte ich einen Theil des Jahres, umgeben von einigen Verschnittenen und Sklavinnen. Eines Tages kam eine alte Frau dorthin, um mir kostbare Stoffe und andere Kleinode zu zeigen; ich ließ sie herein führen, und kaufte von ihr etliche Kleinode. Sie kam oft wieder, und brachte mir immer einige Seltenheiten. Endlich verlangte sie insgeheim mit mir zu sprechen, und ich willigte ein. Ich mußte ihr schwören, daß ich

niemand die wichtigen Dinge mittheilen wollte, welche sie mir entdecken würde, und sagte mir nun: ein junger sehr reicher Kaufmann, ihr einziger Sohn, sei in heftiger Liebe für mich entbrannt, und sie hielte mich für zu menschenfreundlich, als daß ich ihn sterben laßen würde.

Ich war über einen solchen Antrag entrüstet; aber weil ich ihr Verschwiegenheit gelobt hatte, so begnügte ich mich, ihr zu verbieten, mir jemals wieder vor Augen zu kommen.

Die Alte ging hierauf zu einem Schwarzkünstler, welchen sie kannte, und bewog ihn, vermuthlich durch ein bedeutendes Geschenk, sich ihrer anzunehmen. Der Zauberer schrieb etliche Worte auf ein Stück Pergament, und gebot der Alten, dasselbe in einem Kohlenbecken unter die Asche zu stecken. Sie that es, und legte so dieß Pergament in ein großes eisernes Kohlenbecken, in welchem zu dieser Jahreszeit kein Feuer gemacht wurde. O wunderbare Macht der Zauberei! in demselben Augenblick bemächtigte sich meiner die heftigste Liebe; ein unbekanntes Feuer schlich in meinen Adern, und verzehrte mich: kurz, ich ward sterblich verliebt in den Sohn der Alten, ohne ihn einmal zu kennen. Ich ließ sie heimlich zu mir rufen, und bekannte ihr meine Schwachheit. Ich verabredete mit ihr eine Zusammenkunft: sie sollte den jungen Kaufmann in der Nacht durch eine geheime Thüre in mein

Zimmer bringen. Meine Amme, die ich zu meiner Vertrauten machte, sollte an dieser Thüre warten und meinen Geliebten herein laßen.

Zu seinem Unglücke bekam an diesem Tage meine Mutter Lust, mich zu besuchen, und kam, im Gefolge von Sklavinnen und Verschnittenen, bei mir zu Nacht zu essen. Mit Leidwesen sah ich meinen Entwurf gestört. Indessen schmeichelte ich mir noch, wenn Alle wieder weg gegangen wären, mit dem zusammen zu kommen, den ich sehnlich erwartete.

Während wir bei Tische saßen, kam meine Amme, und flüsterte mir ins Ohr, daß er schon in meinem Zimmer wäre. Ich war in Verzweiflung; meine Mutter, die sich bei mir gefiel, blieb bis tief in die Nacht. Andrerseits hatte mein Geliebter, zu voll von seinem Glücke, den ganzen Tag nicht ans Essen gedacht, und litt schrecklichen Hunger; er war ganz schwach davon; und in Verzweiflung, daß ich so lange ausblieb, und befürchtend, daß ich ihn angeführt hätte, ging er endlich, ohne ein Wort zu sagen, wieder heim. Ich flog nach meinem Zimmer: aber ich fand denjenigen nicht mehr, den ich darin suchte.

Die Alte ermangelte nicht, am folgenden Morgen wieder zu erscheinen; sie brachte mir von Seiten ihres Sohnes tausend Entschuldigungen, und bat mich um eine zweite Zusammenkunft, die ich auch bewilligte. Mein Geliebter, von Wohlgerüchen duftend und präch-

tig gekleidet, um mir zu gefallen, wurde abermals in mein Zimmer geführt, und erwartete mit Ungeduld, bis meine Mutter, welche auch diesen Tag bei mir zum Besuche gekommen war, sich wieder entfernte, weil meine Amme ihn darauf vorbereitet hatte, daß ich erst spät in der Nacht zu ihm kommen könnte; und damit er nicht wieder weg ginge, wie das vorigemal, so hatte sie ihn eingeschlossen.

In dem Zimmer, wo der junge Kaufmann wartete, stand eine Flasche voll Dinte, mit Ambra und Rosenwasser vermischt; mein Geliebter fand, beim Umherstöbern, diese Flasche, roch daran, und in der Meinung, es sei Ambra und Rosenwasser rieb er sich damit das Gesicht, die Hände und die Kleider ein. Uebrigens hatte er, um nicht dieselbe Widerwärtigkeit zu erfahren, wie das erstemal, sehr stark zur Nacht gegessen: nun befiel ihn aber ein heftiges Bauchgrimmen; die Thüre war verschlossen, er wußte nicht, was er thun sollte, und die Noth drängte ihn sehr. Nachdem er überall umher gesucht hatte, fand er endlich einen sehr künstlich gearbeiteten Binsenkorb, und bediente sich desselben, sein Bauchgrimmen zu erleichtern. Nachdem dieß Geschäft verrichtet war, wollte er sich des Ganzen entledigen. Durch eine Oeffnung an der Decke schien das Mondlicht gegen eine Wand: in seiner Angst hielt er den Widerschein des Mondes für ein Fenster, und wollte den Korb sammt dessen Inhalt

durch diese vermeinte Oeffnung hinaus werfen: er schleuderte ihn also mit Macht von sich, der Korb schlug gegen die Wand, fiel auf denjenigen zurück, der ihn geworfen hatte, und versetzte ihn in einen Zustand, der sich leichter denken, als beschreiben läßt.

Fünfhundert und neun und neunzigster Tag.

Unterdessen flog ich nach dem Zimmer, worin mein Geliebter sich befand: ich trete hinein, ein abscheulicher unerträglicher Gestank kam mir entgegen; alles Geräth im Zimmer war beschmutzt und verpestet: endlich, anstatt eines artigen und liebenswürdigen jungen Mannes, erblickte ich jemand, der kaum noch die Gestalt eines Menschen hatte: die Dinte, womit er sich das Gesicht, die Hände und die Kleider eingerieben hatte, der Unfall mit dem Korbe, — dieß alles entstellte ihn zum eckelhaften Scheusal. Beim Scheine der Lichter, welche man vor mir her trug, erblickte der junge Mensch seine Gestalt in dem Spiegel, er entsetzte sich vor sich selber, und so besprützt mit dem Schmutz des Korbes, wie er war, machte er sich schleunigst aus dem Staube.

Daheim in seinem Hause war sein erstes Geschäft, sich zu waschen. Seine Mutter war abwesend; er rief einen Sklaven und befahl ihm Wasser warm zu ma-

chen. Der Sklave zündete sogleich in dem Kohlenbecken, worin das Pergament mit dem Zauber verborgen lag, Feuer an, so daß es verbrannte: und in demselben Augenblicke wurde mein Herz wieder von der Liebe befreiet, womit der Schwarzkünstler mich für den jungen Kaufmann bezaubert hatte.

Seine Mutter, die bald darnach auch heim kam, wollte ihm zu den Freuden, welche er genossen haben sollte, Glück wünschen: er aber erzählte ihr sein unglückliches Abenteuer und die Folgen, welche es gehabt hatte.

„Und wo habt ihr denn Feuer gemacht?" fragte die Alte. —

„In diesem Kohlenbecken." —

„Ha, Unglücklicher! alles ist verloren: der Zauber ist vernichtet; denn darin lag die Zauberschrift verborgen."

Sie lief sogleich hinzu, fand aber in der That nichts mehr als Asche.

Der junge Kaufmann war über sein Versehen sehr betrübt.

Seine Mutter unterließ indessen nicht, am nächsten Morgen wieder zu mir zu kommen, um ihn bei mir zu entschuldigen: ich aber ließ sie fort jagen.

Ihr Sohn, voll Verzweiflung, wollte mich gleichwohl wieder besuchen: von seiner Liebe geleitet, begab er sich eines Nachts an die Mauer meiner Gärten,

befestigte eine Leiter daran, und sprang dreist herüber, indem die Mauer nach der Gartenseite niedriger war, als von außen: aber er hatte das Unglück, auf einen der Bienenkörbe zu fallen, welche in dieser Gegend stehen; sein Fuß stieß den Korb ein, die Bienen fuhren heraus, fielen über ihn her und zerstachen ihn von allen Seiten, so, daß sein ganzer Leib alsbald nur eine Wunde war. Meine Verschnittenen, die Geräusch hörten, liefen herbei, zerprügelten ihn tüchtig und warfen ihn vor die Thüre hinaus.

Er kam wieder zu sich, und schleppte sich mit großer Mühe nach seinem Hause.

Nachdem die Mutter dieß neue Unglück ihres Sohnes vernommen, ihn sehr beklagt, und etwas ausgescholten hatte, begab sie sich wieder zu dem Zauberer, welcher ihr schon so gut gedient hatte, und suchte ihn von neuen zu bewegen, mit ihrem Sohne Mitleid zu haben. Der Zauberer antwortete ihr, weil sie das Pergament, welches die Prinzessinn von China in ihn verliebt gemacht, habe verbrennen laßen, so vermöchte er durch keinen andern Zauber der Prinzessinn diese Liebe abermals einzuflößen; jedoch könnte er vermittelst seiner Kunst ihn zu ihrem Besitze verhelfen, sei es gutwillig oder mit Gewalt. In der That verfertigte er einen neuen Talisman, und versicherte die Mutter, daß gleich in der nächsten Nacht die Prinzessinn von China in das Zimmer ihres Sohnes versetzt werden solle, so

daß es alsdann auf ihn ankäme, daß Abenteuer zu seinen Gunsten zu lenken.

In derselben Nacht wurde ich, nachdem ich auf einem Sopha, noch nicht völlig entkleidet, und noch mit einem Theile meiner Diamanten geschmückt, eingeschlafen war, durch die Kraft jenes Talismans in das Gemach des Arglistigen versetzt. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meinem Erwachen ihn neben mir erblickte und mich an einem Orte befand, welcher mir ganz unbekannt war!

„Wohlan!" sprach er zu mir, indem er mich mit irren Augen anblickte, „jetzo kann ich mich rächen: aber ich verzeihe dir, wenn du dich mir überlaßen willst."

„Ungeheuer!" erwiederte ich ihm: „der Tod selber könnte mich nicht zwingen, in deine schändlichen Absichten zu willigen: hinweg!"

Die Art, mit welcher ich diese Worte aussprach, machte ihm begreiflich, daß ich ihn verabscheute. Beschämung und Zorn versetzten ihn außer sich; er ging hinaus, und kam mit einem Dolche bewaffnet wieder herein. Er drang nun von neuen in mich, mich seinen Begierden hinzugeben, und wollte endlich Gewalt brauchen: ich vertheidigte mich, und schrie aus Leibeskräften, und dabei geschah es, sei es, weil ich mich selber seinen Streichen darbot, oder aus Grausamkeit von seiner Seite, daß ich von mehreren Stichen hinsank.

Ich lag in Ohnmacht; er hielt mich für todt; und um nun den an der Tochter seines Kaisers begangenen Mord zu verbergen, legte er mich, mit Hülfe eines vertrauten Sklaven, in einen Kasten, und nachdem beide mich darin aus dem Hause gebracht, ließen sie mich über die Stadtmauer hinab. Der Himmel hat dich her gesandt, mich zu retten; ich habe das Ungeheuer bestraft, wie du gesehen, und seine Bestrafung sagt dir das Uebrige meiner Geschichte. — Aber nun, wer bist du selber?"

Sechshundertster Tag.

Ich erzählte ihr meine Abenteuer. Die Prinzessinn von China erzählte mir hierauf viel von dem Hofe ihres Vaters, von den schönen Frauen, welche die Zierde desselben waren, und vor allen von der Prinzessinn Schelnissa, der Tochter des Groß-Mandarins. Das reizende Bild, welches sie mir von derselben entwarf, entzündete mich; ich stellte mir eine Göttinn darin vor, und die Prinzessinn gab mir zu verstehen, daß die Hand dieses schönen Fräulein oder Prinzessinn, — denn sie war eine Nichte des Kaisers, — der würdigste Lohn wäre, welchen der Alleinherrscher von China dem Retter seiner Tochter gewähren könnte.

„Ich will dich dem Kaiser meinem Vater vor-

stellen," fügte sie hinzu, „und ihm die wichtigen Dienste rühmen, welche du mir geleistet hast; er soll erfahren, daß ich dir das Leben verdanke, und wird es seinem Groß-Mandarin zur Pflicht machen, dir seine Tochter zur Gemahlinn zu geben."

Darüber war es Nacht geworden, Abdulselam nahm den Leichnam des Kaufmanns, welchen die Prinzessinn getödtet, trug ihn nach derselben Grube, in welche der Bösewicht sie selber zuvor verscharret hatte, und kam wieder zurück, ohne daß ihn jemand bemerkt hatte.

Am folgenden Morgen miethete Abdulselam ein prächtig aufgeschirrtes Pferd, ließ es die Prinzessinn besteigen, und führte es selber am Zügel nach dem Palaste. Sobald man sie erkannte, verkündigte man es dem Kaiser ihrem Vater, der mit allen Großen des Reichs seiner Tochter entgegen ging. Mit unbeschreiblichem Entzücken wurde sie empfangen. Als diese Neuigkeit sich in der Stadt verbreitete ward die Freude allgemein. Der Kaiser und die Kaiserinn, die ihre einzige Tochter unwiederbringlich verloren zu haben glaubten, konnten nicht müde werden, sie zu umarmen und sie mit Fragen zu bestürmen.

Abdulselam und Schelnissa.

Fortsetzung.

Unterdessen war Abdulselam an dem Thore des Palasts geblieben, und wartete, bis er gerufen würde:

aber die Prinzessinn vergaß ihn im freudigen Entzücken, ihre Aeltern wiederzusehen; und nachdem er lange geharret hatte, entfernte er sich, unter Verwünschungen der Weiber und ihrer Undankbarkeit.

Als er nach Hause kam, nahm er das Geräth, welches in der zur Heilung der Prinzessinn gemietheten, und für ihn allein zu großen und zu theuren Wohnung zurück geblieben war, und miethete sich eine kleinere in einem andern Stadtviertel.

Die Prinzessinn von China erinnerte sich endlich, nach Verlauf einiger Tage, Abdulselams, und ließ ihn nun überall suchen, aber weil er seine Wohnung verändert hatte, so war er nicht zu finden; und es that ihr Leid, so wie man es am Hofe bedauert, die Gelegenheit zu einer Handlung der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit versäumt zu haben.

Der junge Prinz, der schon längst sein Derwischkleid abgelegt hatte, machte seinerseits es sich zur Pflicht, die Prinzessinn von China zu vergessen: aber anders verhielt es sich mit der Prinzessinn Schelnissa; an diese dachte er unaufhörlich; und alles was er von denen hörte, welche er über diese Schönheit befragte, vermehrte nur seine Liebe. Aber er verzweifelte, jemals zu ihrem Anblicke gelangen zu können, und empfand darüber den tiefsten Kummer. Um diese Betrübnis zu zerstreuen, besuchte er so häufig die Schenkstuben und andere Vergnügungsörter, daß er

binnen kurzer Zeit alles verthat, was er noch besaß, und sich zuletzt dem bittersten Mangel preisgegeben sah. Sein Zustand war um so elender, da er nicht wußte, zu wem er in diesem fremden Lande seine Zuflucht nehmen sollte.

Zum Uebermaaße des Unglücks begann der Winter seine Strenge fühlen zu laßen; erstarret vor Kälte und von allen Hülfsmitteln entblößt, flüchtete er sich in eine Badstube. Der Bader, der gerade abwesend war, kam nach einiger Zeit heim; der unglückliche Prinz sprach ihn an und beschwur ihn, ihn nicht eher hinaus zu jagen, als bis er sich ein wenig erwärmt hätte. Der Bader betrachtete ihn, und da er etwas Vornehmes in seiner Gestalt zu erkennen glaubte, trotz des Zustandes, in welchen er versetzt war, erbot er sich, ihn bei sich zu behalten, wenn er ihm Hülfe leisten wollte: was der Prinz mit großen Freuden annahm.

So lebte Abdulselam schon einige Zeit bei dem Bader, als dieser, der von Anfang her an seinem Gast einen tiefen Kummer bemerkt hatte, eines Tages zu ihm sagte:

„Ich sehe wohl, daß du Unglück erlitten hast; und die tiefe Schwermuth, in welche du versenkt bist, beweiset, daß das Andenken daran dir stäts gegenwärtig ist: vertraue dich mir; vielleicht kann ich dir Linderung verschaffen."

Abdulselam glaubte seinem Wohlthäter nichts abschlagen zu dürfen, und erzählte ihm seine Lebensgeschichte und vertraute ihm seine Liebe zu der Prinzessinn Schelnissa.

„Ich habe versprochen, dir zu dienen,“ sagte der Bader hierauf, „und ich will es und kann es.“

Zu gleicher Zeit zog er eine hölzerne Schachtel hervor, welche gewisse Pflästerchen enthielt, die in die Augenwinkel gelegt werden; er nahm eins davon heraus, klebte es dicht neben Abdulselams rechtes Auge, und sagte zu ihm:

„Geh und zeige dich so in dem Palaste des Kaisers.“

Sechshundert und erster Tag.

Abdulselam verließ sich auf sein Wort, und ging hinaus, ohne weiter nachzuforschen. Aber kaum war er auf der Gasse erschienen, als alles Volk sich um ihn versammelte und ihm folgte. Abdulselam, der von der Wirkung des Pflasters nichts wußte, verwunderte sich sehr über die Volksmenge, welche sich ihm nachdrängte. Er schritt indessen fürder, ohne inne zu werden, daß er zur Hälfte unsichtbar war; denn dieses Pflaster, welches die Kraft hatte, die Gegenstände, auf welche es geheftet wurde, den Blicken zu entziehen, und ihm von dem schalkhaften Bader nur an das eine

Auge geklebt war, ließ von ihm nur einen halben Menschen sehen, der auf Einem Beine einher schritt.

Die Volksmenge folgte ihm so bis an den Palast des Kaisers. Seine Erscheinung erregte hier neues Erstaunen. Der Kaiser, die Kaiserinn und alle Frauen des Hofes wollten ein solches Wunder schauen. Der Groß-Mandarin wollte auch die Prinzessinn Schelnissa seine Tochter eines so bewundernswürdigen Anblicks nicht berauben; und als Abdulselam nun diejenige vor sich sah, von welcher man ihm so große Schilderungen gemacht hatte, fand er sie noch viel wunderschöner als er sich eingebildet hatte. Dieser Anblick machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er einen tiefen Seufzer ausstieß und in Ohnmacht sank.

Als er wieder zu sich gekommen war, verließ er schleunig den Palast, und verbarg sich, bis es Nacht ward; denn er fürchtete wieder in den Gassen verfolgt zu werden, wenn er am Tage zu seinem Wirthe heim kehrte.

Der boshafte Bader empfing ihn mit Lachen, und Abdulselam sprach zu ihm:

„Was habe ich dir denn gethan, daß du mich zum Mährchen der ganzen Stadt gemacht hast? Gib mir meine vorige Gestalt wieder, ich beschwöre dich darum."

„Mistraue mir nicht," antwortete ihm der Bader; „ich habe dir versprochen, dir zu dienen, und ich werde

dir Wort halten: aber zuvor vernimm meine Abenteuer, und lerne meine ganze Macht kennen.

Geschichte des Baders.

Mein Vater war ein sehr reicher Mann, er starb frühzeitig, und ich verschwendete in kurzer Zeit das Erbtheil, welches er mir hinterlaßen hatte.

Eines Tages, als ich hinaus ging auf ein Dorf, um Korn zu kaufen, wurde ich unterweges von einem starken Regen überfallen. Ich hatte einen Scheffel bei mir, damit das Korn zu messen, welches ich kaufen wollte; und um meine Kleider nicht durchnässen zu laßen, zog ich sie aus, that sie in den Scheffel, kehrte ihn um, und setzte mich darauf. Als der Regen vorüber war, kleidete ich mich wieder an und setzte meinen Weg fort.

Nachdem ich etliche Schritte gethan hatte, erblickte ich eine scheußliche Gestalt, welche mir entgegen kam; sie war ganz durchnäßt, und vom Kopf bis zu den Zehen über und über mit Koth bespritzt. Dieß schreckbare Wesen erstaunte, mich so trocken zu sehen, als wenn es gar nicht geregnet hätte, und nachdem es mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, sprach es zu mir:

„Ich bin ein Geist und kann alle möglichen Zaubereien und Kunststücke: aber ich weiß nicht, wodurch

du dich vor dem Regen bewahren konntest, welcher jetzt eben gefallen ist."

„Herr," antwortete ich ihm, „es ist die Wirkung eines Spruches, gewisser Worte." —

„Lehre sie mich."

„Ich will es thun, mit der Bedingung, daß du mich zuvor die schönsten von den geheimen Künsten lehrest, welche du verstehst."

Der Geist willigte ein, und lehrte mich auf der Stelle viele Hexereien, Beschwörungen und Zaubersprüche. Dagegen verlangte er nun auch von mir den Spruch zu wissen, wodurch ich im Regen wandern könnte, ohne naß zu werden.

Ich erzählte ihm hierauf die Geschichte mit meinem Scheffel: voll Wuth, sich so angeführt zu sehen, machte er Miene, sich zu rächen: aber ich sprach schleunig einige Worte aus, welche er mich gelehrt hatte, und im Augenblick befand ich mich in das Dorf versetzt, wo ich Korn kaufen wollte.

Ich weiß nicht, was aus dem Geiste geworden ist; indessen gelobte ich, mich meiner Wissenschaft nur zu bedienen, um Gutes zu thun, und ich habe bisher mein Wort nicht gebrochen.

Zwar bin ich es, welcher der Mutter des Kaufmanns, von welcher du mir erzählt hast, das zauberische Pergament gab, und darnach die Prinzessinn von China in das Zimmer ihres Sohnes versetzte: aber ich

wußte nichts von ihren bösen Absichten. Was dich betrifft, so sei ganz ruhig; ich will dir in deiner Liebe behülflich sein. Das Pflaster, welches ich dir an das Auge geklebt habe, hat die Kraft, dich unsichtbar zu machen: jedoch um die Aufmerksamkeit des Hofes auf dich zu ziehen, und dir Gelegenheit zu verschaffen, deine geliebte Prinzessinn zu sehen, habe ich dir für dießmal nur zur Hälfte diesen Dienst erwiesen; nunmehr aber will ich mein Werk vollenden."

Sechshundert und zweiter Tag.

Abdulselam und Schelnissa.

Beschluß.

In der That ging Abdulselam am folgenden Morgen wieder mit dem Pflaster aus, wie gestern, aber jetzt an beiden Augen, dergestalt, daß er gänzlich unsichtbar war; und so begab er sich in den Palast des Groß-Mandarins, des Vaters der Prinzessinn Schelnissa. Er tritt ein; niemand hält ihn auf; durch die Säle der Männer fliegt er in die Zimmer der Frauen; er dringt endlich bis in das Gemach der Prinzessinn, er sieht sie, er betrachtet sie nach Gefallen, ohne daß man argwöhnet, es sei jemand in dem Zimmer.

Als die Nacht heran kam, entkleidete man die Prinzessinn und brachte sie, in Gegenwart des glückli-

chen Abdulselam zu Bette. Ihre Amme zündete zwei Wachslichter an, stellte sie zu den Füßen der Prinzessinn, und entfernte sich; und Abdulselam, nachdem er voll Ungeduld abgewartet hatte, bis seine Geliebte eingeschlafen wäre, schlüpfte zu ihr in das Bette, umarmte sie und drückte sie fest an sich.

Die Prinzessinn erwachte davon und stieß ein durchdringendes Geschrei aus. Die Amme lief herbei und fragte sie, noch halb im Schlafe:

„Was schreiest du denn so laut?"

„Ich fühlte," antwortete Schelnissa, „wie ein Mann mich in seine Arme drückte."

„Ho ho!" erwiederte die Amme, „wir wollen doch sehen, wo dieser Verwegene sich hat verbergen können."

Nachdem sie in allen Winkeln des Zimmers gesucht hatte, ohne jemand zu finden, sagte die Amme:

„Beruhige dich, mein Kind; du siehst wohl, daß kein Mann hier ist: du hast nur einen bösen Traum gehabt. Gute Nacht, schlafe wohl, und träume nicht wieder."

Die Prinzessinn schlief wieder ein, und Abdulselam begann von neuen sie nach Herzenslust zu umarmen. Sie erwachte abermals, sträubte sich, und schrie noch stärker, als das erstemal.

Die Amme kam wieder herbei, suchte abermals, und fand abermals nichts.

„Bist du toll geworden?“ sagte endlich die Amme, die darüber verdrießlich ward. „Ei! wie soll dich denn ein Mann umarmt haben, da doch keiner hier zu finden ist?“

Um sich zu rechtfertigen, zeigte ihr die Prinzessinn auf ihren Wangen die Spuren der Küsse, welche sie empfangen hatte. Die Amme war jetzo von dem Grund ihrer Klagen überzeugt; da ihr aber die ganze Sache unbegreiflich blieb, so lief sie hin zu dem Groß-Mandarin und benachrichtigte ihn von dem, was vorgegangen war. Dieser begab sich sogleich in das Gemach seiner Tochter; und da er nicht mehr, als die Amme von diesem seltsamen Vorfalle begriff, verfügte er sich am nächsten Morgen zu dem König, und benachrichtigte ihn davon, indem er ihn ein ähnliches Schicksal für seine Tochter befürchten ließ.

Sechshundert und dritter Tag.

Der König versammelte seinen Rath, aber man wußte nicht, welchen Beschluß man bei dieser seltsamen Anzeige fassen sollte. Endlich sagte einer der Reichsräthe, er kenne eine Zauberinn, und sei überzeugt, wenn man sie wollte kommen laßen, so würde sie dieß Wunder zu erklären wissen. Der König und der ganze Rath stimmten ihm bei; die Zauberinn wurde vorge-

fordert, und erschien bald darauf. Man legte ihr den Fall vor, und sie antwortete:

„Dieses seltsame Ereigniß ist das Werk eines großen Zauberers in diesem Lande: all meine Macht, all meine Wissenschaft vermag nicht zu vernichten, was er hervorgebracht hat: aber ich will versuchen, die Wirkung desselben abzuwehren. Wenn jener Unverschämte diese Nacht sich wieder in dem Schlafgemache der Prinzessinn einstellt, so verschließe man alle Thüren desselben, und stelle Wachen davor; die Prinzessinn muß sich weniger sträuben, und wir wollen sehen, ob er die Frechheit hat, uns zu entschlüpfen."

Man befolgte ganz genau die Vorschriften der Alten. Als es Nacht geworden war, kam der Prinz wieder und legte sich zu Schelnissa, welche ihm weniger Widerstand zu leisten schien. Bald aber rief sie die auf der Lauer stehenden herbei; die Thüre wurde verschlossen und die Wachen stellten sich sogleich vor die Fenstern und vor alle übrigen Ausgänge des Zimmers, und bewachten sie mit dem bloßen Säbel in der Hand. Als Abdulselam die Gefahr bemerkte, welche ihn bedrohte, suchte er vergeblich zu entschlüpfen. In demselben Augenblick befahl die Zauberinn die Decke des Zimmers, aus welchem die Prinzessinn sich eilfertig geflüchtet hatte, aufzuheben, und ließ Schwefel und andere angebrannte Sachen von oben hinein wer-

fen. Alsbald wurden die Nase, der Mund und die Augen des Prinzen von einem dicken Rauch erfüllt, er war nahe daran, zu ersticken; dicke Thränen rollten ihm aus den Augen, ohne daran zu denken, wischte er sie sich mit der Hand ab: dadurch fiel eins von den geheimnisvollen Pflastern, das seine Thränen losgeweicht, ab, und es erschien nun wieder die eine Hälfte eines Menschen. Sogleich bemächtigten die Soldaten sich seiner und banden ihn mit Stricken. Als Abdulselam sich so gefangen sah, konnte er sich nicht enthalten zu weinen: das Pflaster an dem andern Auge verlor auf dieselbe Weise seine Wirkung, und man sah nun mit Erstaunen, daß der gefangene halbe Mann ein ganz vollständiger war. Er wurde alsbald vor den König geschleppt, der ihn zu dem Galgen verurtheilte.

Einige Stunden darauf wurde er nach dem Richtplatze geführt; eine zahllose Volksmenge folgte ihm dahin. Als er dort ankam, ging zufällig einer der drei Derwische, mit denen er die Reise hieher angetreten hatte, und der in der Stadt geblieben war, und ihn bisher vergeblich gesucht hatte, über den Platz, und erkannte ihn, trotz des kläglichen Zustandes, in welchen er versetzt war.

„Wenn du mir das Leben retten willst," sprach Abdulselam zu ihm, „so eile nach jenem Stadtviertel in das dortige Bad, benachrichtige den Bader von

meiner traurigen Lage, und bitte ihn, mir zu Hülfe zu kommen."

Sechshundert und vierter Tag.

Der Derwisch flog zu dem Bader, und setzte ihn in Kenntniß von Abdulselams Gefahr. Der Bader öffnete hierauf einen großen Kasten, murmelte einige Zaubersprüche, und alsbald ritt eine so große Menge Reiter aus dem Kasten hervor, daß der ganze Hof davon voll war. Dann nahm er aus demselben Kasten etwas weiße Erde, rieb sich damit das Gesicht, und augenblicklich legte er seine eigene Gestalt ab, und nahm die des Groß-Mandarins an. Er bestieg nun ein prächtiges Roß, und sprengte mit seinem stattlichen und trefflich berittenen Gefolge, nach dem Platze, wo Abdulselam hingerichtet werden sollte.

Der Henker wollte ihn eben schon erwürgen, als der Bader ankam:

„Halt! halt!" rief er mit gebieterischem Tone: „der König hat sich von der Unschuld dieses jungen Menschen überzeugt, und begnadigt ihn."

Die Gerichtsbeamten, welche ihn für den Groß-Mandarin ansahen, gehorchten, und schnitten sogleich den Strick ab, welcher schon um den Hals des Prinzen lag. Dieser war ohnmächtig geworden; man besprengte ihn mit Wasser, und er kam wieder zu sich.

Der vorgebliche Groß-Mandarin ließ ihn ein sehr schönes Pferd besteigen, und befahl den Gerichtsbeamten, nach dem Palaste des Königs zurück zu kehren, er selber würde ihnen bald nachfolgen. Er nahm aber den Weg nach seinem Hause. Als er wieder in seinem Hofe angekommen war, murmelte er wieder andere Zaubersprüche, und die Reiter und Pferde gingen von selber wieder in den Kasten, aus welchem seine erste Beschwörung sie hervor gerufen hatte. Er rieb sich hierauf mit derselben weißen Erde, deren er sich zu seinem Auszuge als Groß-Mandarin bedient hatte, und nahm seine gewöhnliche Gestalt wieder an. Abdulselam erkannte ihn jetzt, und fiel seinem Retter dankbar zu Füßen.

Sechshundert und fünfter Tag.

Unterdessen waren die Schergen und Gerichtsbeamten im Palast angekommen, und waren sehr erstaunt, den Groß-Mandarin dort zu finden, welchen sie eben verlaßen, und einen andern Weg hatten nehmen sehen, als den nach dem Palast. Der König fragte sie, ob sie seinen Befehl vollzogen hätten; sie antworteten, der Groß-Mandarin selber sei mit einem zahlreichen Gefolge gekommen und habe ihnen angekündigt, daß Seine Majestät den Schuldigen begnadigt. Der König gerieth in heftigen Zorn, und erwiederte

ihnen, der Groß-Mandarin habe ihn gar nicht verlaßen. Die Gerichtsbeamten, die für ihren Kopf fürchteten, ließen sogleich eine große Menge Leute herbei holen, welche zugegen gewesen waren, und vor dem König alle bezeugten, daß der Groß-Mandarin in seinem Namen den Verbrecher befreiet habe.

Man nahm jetzt abermals seine Zuflucht zu der alten Zauberinn. Diese erkundigte sich genau nach dem Wege, welchen der falsche Mandarin und sein Gefolge genommen, und nachdem sie erfahren hatte, wohin sie gezogen waren, so errieth sie gleich, daß dieß wieder eine Bezauberung des Baders gewesen.

Der König befahl sogleich den Mandarinen sich nach dem Hause dieses Menschen zu verfügen und ihn mit dem Verbrecher herbei zu führen.

Der Groß-Mandarin stieg zu Pferde, mit einer zahlreichen Begleitung, und kam bei dem Hause des Baders an. Dieser aber hatte ihn schon von weiten kommen sehen, und sprach sogleich gewisse Zauberworte aus. Augenblicklich verschwand das Bad vor dem Mandarin, und er sah anstatt desselben einen wonniglichen Garten, und darin mehrere Lusthäuser, welche mit Allem was die Kunst zu erfinden vermag, ausgestattet und geziert waren. Der Bader trat ihm höflich entgegen und lud ihn ein, sich auszuruhen. Der Mandarin nahm dieses Erbieten an; und da es sehr heiß war, so legte er seine Mütze und sein Kleid ab. Bald

darauf sah der Mandarin etwa zwanzig Edelknaben herein treten, alle prächtig gekleidet und von blendender Schönheit; sie trugen goldene Schüsseln mit köstlichen Speisen; die Tafel wurde damit besetzt; und eben so prächtig war die ganze übrige Bewirthung.

Der erstaunte Mandarin betrachtete lange alle diese Wundererscheinungen, und wollte eben von einigen der vor ihm stehenden Gerichte kosten: da erbebte plötzlich die Erde, der Donner rollte, der Garten verschwand, und der erschrockene Groß-Mandarin befand sich mitten auf dem großen Basar der Stadt, umgeben von den schönen Edelknaben, welche sich in bellende Hunde verwandelt hatten. Das Volk lief herbei, umringte ihn, und begleitete mit seinem Hohngeschrei das Bellen der Hunde. Der Mandarin, der sich so von dem Zauberer gefoppt sah, ergriff die Flucht, und der Pöbel verfolgte ihn. Glücklicherweise begegnete er einem seiner Freunde, und flüchtete sich in dessen Haus.

Sechshundert und sechster Tag.

Während er hier die Kleider wechselte, bedachte er, wenn er dem König erzählte, was ihm widerfahren wäre, so würden alle Mandarine sich über ihn lustig machen; er beschloß also sein Geheimnis zu bewahren, damit ein andrer eben so angeführt würde, als er.

Demnach erschien er vor dem Könige, und berichtete ihm, er habe den Verbrecher und den Bader in einem Bade des von der alten Zauberinn bezeichneten Stadtviertels gesehen: weil er aber allein gewesen, so habe er sie nicht verhaften können.

„Es fehlt dir an Herzhaftigkeit;“ sagte ein andrer Mandarin zu ihm: wenn der König es mir erlaubt, so will ich augenblicklich diese Frevler zu seinen Füßen her schleppen.“

Der König bewilligte es. Der Mandarin machte sich sogleich auf den Weg, und kam bei dem Bade an; er stieg vom Pferde: aber in demselben Augenblick verwandelte sich das Badehaus in einen prächtigen Palast. Eine Menge schöner Sklaven beiden Geschlechts kam ihm tanzend entgegen, und führte ihn zu einem Thron, auf welchen er sich setzen mußte. Erstaunt und geblendet, strengte er sich vergeblich an, dieses Wunder zu begreifen. Aber plötzlich folgte tiefes Dunkel auf das Tageslicht; Donner und Blitz vermehrten das Grauen der nächtlichen Finsternis, und der zitternde Mandarin befand sich an der Mauer des Schlosses, umgeben von einem Rudel Katzen, welche ihn anmjauten und krallten. Er rannte davon, was er laufen konnte, und flüchtete sich so schleunig und heimlich als möglich in das Haus eines seiner Verwandten, wechselte die Kleider, und kehrte nach dem Palast zurück.

Unterweges bedachte er, daß seinem Vorgänger ohne Zweifel ein ähnliches Unglück begegnet wäre, derselbe sich aber dessen nicht gerühmt hätte. Er hielt es also für rathsam, seine Schweigsamkeit nachzuahmen; und als der König ihn fragte, ob er die Schuldigen mit brächte, antwortete er ihm:

„Herr, ich kam an die Thüre des Bades, ich sah sie beide, aber sie verschlossen ihre Thüre so fest, daß ich sie nicht zu sprengen vermochte, und auch nicht konnte einstoßen laßen, weil alle Nachbarn umher diese Menschen als Zauberer fürchteten, und sich weigerten, Hand an sie zu legen.

Der Groß-Mandarin gerieth in wüthenden Zorn: „Wäre es nicht schon Nacht," sagte er zu dem andern Mandarin, „so würde ich dir heute noch durch mein Beispiel beweisen, daß du ein Feigling bist, eben so wie jener, der zuvor bei dem verwünschten Bader war: aber morgen früh will ich mich selber hin begeben, und da sollt ihr sehen, ob seine Hexereien mir Furcht einjagen können.

Sechshundert und siebenter Tag.

Wirklich begab er sich am nächsten Morgen früh nach dem Hause des Baders. In demselben Augenblick aber, wo er eintreten wollte, erblickte er einen

paradiesischen Park, dessen Mauern von weißem Marmor waren: eine Pforte von Ebenholz, mit Schloß und Angeln von Silber, zeigt sich vor ihm; der Bader tritt in der Gestalt eines ehrwürdigen Greises ihm entgegen, und der Groß-Mandarin frägt ihn, wem dieser wundervolle Garten gehöre.

„Es ist der meinige," antwortete der Bader.

„Ist es möglich?" erwiederte der Mandarin: „der Kaiser selber hat keinen so schönen."

„Herr," versetzte der Bader, „macht es euch Vergnügen, darin zu lustwandeln, so will ich euch die Pforte öffnen."

Sogleich drehte der Zauberer einen goldenen Schlüssel um, die Thüre drehte sich in ihren silbernen Angeln, und der Mandarin trat ein. Der Glanz und der Duft der Blumen, die Länge der Baumgänge, kurz die ganze Anordnung dieses Zaubergartens entzückt den Groß-Mandarin. Er thut einige Schritte, da bietet sich seinen Blicken ein Becken von ungeheurem Umfange, voll Wasser, klarer wie Diamanten: er bleibt stehen, und betrachtet mit Vergnügen alle diese Wunder. Unterdessen hatte der Bader am Fuße eines Baumes einen Persischen, von Gold und Seide durchwirkten Teppich ausgebreitet; der Mandarin setzte sich darauf, und der Bader lud ihn ein, sich in dem Becken zu baden, und lobte ihm die Eigenschaften dieses Wassers. Der Mandarin konnte dem Verlangen darnach

nicht widerstehen, und der Zauberer reichte ihm ein Badetuch mit Gold und Perlen gestickt. Der Mandarin entkleidete sich, bedeckte sich mit dem Tuche, und trat in das Becken; er schwamm darin umher, tauchte unter, und schien an diesem Bade großes Vergnügen zu finden: aber plötzlich verschwindet alles, und er befindet sich nackt in einer großen Lache stinkenden Wassers am Ende der Stadt.

Sechshundert und achter Tag.

Das Volk fand es höchst anstößig, einen nackten Menschen in diesem abscheulichen Bade sich ergetzen zu sehen; die Männer verhöhnten ihn mit Zischen und Pfeifen, und selbst mit Steinwürfen, und die Weiber verspotteten und beschimpften ihn. Zu seinem Glücke wurde er nicht erkannt. Tief beschämt, wie man sich wohl denken kann, floh er, so schleunig er konnte, von dannen, und erreichte endlich seinen Palast.

Kaum konnte er sich seinen eigenen Leuten kenntlich machen, die ihm nicht seine Thüre öffnen wollten. Endlich gelangte er in sein Zimmer; er kleidete sich eiligst an, und begab sich zu dem Kaiser. Aufrichtiger, als die beiden vorigen Mandarine, berichtete er alles, was ihm eben begegnet war. Die beiden anderen, die gegenwärtig waren, folgten nun seinem Beispiel, und

erzählten ebenfalls umständlich, welche Streiche ihnen der Zauberer gespielt hatte.

„Ihr setzet mich in Erstaunen," sprach der König zu ihnen: „aber ich will darüber aufgeklärt sein, und mich auf der Stelle selber zu dem frevelhaften Bader begeben."

Er machte sich in der That sogleich auf den Weg, in Gefolge seines ganzen Hofes und der drei Mandarine.

Der Bader stand mit Abdulselam an der Thüre seines Hauses.

„Warum hast du diesen Elenden bei dir aufgenommen?" fragte ihn der König.

„Herr," antwortete der Schwarzkünstler, „er ist wider meinen Willen herein gekommen. Und wie hätte ich es ihm auch verwehren können? er ist so stark, daß er mit einem Nasenstüber einen Menschen mitten durchspaltet und ihn todt zu seinen Füßen hin streckt."

„So wollen wir doch sehen," erwiederte der entrüstete Fürst, „ob er der Schärfe meines Säbels zu widerstehen vermag."

Mit diesen Worten drang er mit gezücktem Säbel auf den Prinzen ein. Der Bader aber murmelte sogleich einige Zaubersprüche her, und der Arm des Königs blieb in der Luft schwebend. Der linke Arm wollte nun dem rechten zu Hülfe kommen, blieb aber daran fest geheftet, so daß der Kaiser weder den einen, noch den andern regen konnte. Der Groß-Mandarin sprang

jetzo seinem Herrn bei: aber seine Hand blieb nun fest am Arme des Kaisers kleben, der vergeblich den Mandarin drängte, ihn los zu laßen und sich zu entfernen.

Kurz, auch die beiden anderen Mandarine und nach einander alle Begleiter des Kaisers, und seine ganze Leibwache, wollten bei dieser Gelegenheit ihren Diensteifer bethätigen, und wurden durch die Wirkung desselben Zaubers, wie eine Kette, an ein ander geheftet, und standen mit aufgehobenen Armen da, wie ihr Herr, ohne ihre Stellung verändern zu können.

Jetzo bat der Kaiser, trotz seines ganzen Stolzes, den Bader flehentlich, diese Bezauberung aufzuheben.

„Ich will es thun," antwortete der Schwarzkünstler, „aber nur unter zwei Bedingungen."

„Worin bestehen sie?" fragte der Kaiser: „ich bewillige sie zum voraus, ohne sie noch zu kennen, und ich gebe dir mein kaiserliches Wort darauf: aber befreie mich schleunigst."

„Die erste ist," fuhr der Bader fort, „daß du diesem jungen Manne hier" (indem er auf Abdulselam zeigte) „die Tochter deines Groß-Mandarins zur Gemahlinn gebest; und die andere Bedingung ist, daß du die alte Hexe, welche dir meine Wohnung verrathen hat, durch die ganze Stadt auspeitschen laßest."

„Ich habe schon alles bewilligt, und ich bestätige es nochmals," sagte der König, höchst ermüdet von

seiner Stellung: „aber zögere nicht länger, mir den Gebrauch meines Arms wieder zu geben."

Auf der Stelle hauchte der Zauberer sie an, und der Zauber war gelöset.

Sechshundert und neunter Tag.

Der Kaiser, seinem Worte getreu, führte Abdulselam und den Bader mit in seinen Palast, und ließ beiden allerlei Ehren erweisen. Abdulselam erzählte nunmehr dem Kaiser seine Abenteuer, und dieser, höchst erfreuet, zu vernehmen, daß er der Prinzessinn Schelnissa ebenbürtig war, und daß er ihm das Leben seiner eigenen Tochter verdankte, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, und führte selber ihn zu seiner Tochter, die entzückt war, ihren Retter wieder zu sehen.

Die Vermählung Abdulselams mit Schelnissa wurde mit der größten Pracht gefeiert; die Feste dauerten mehrere Tage, und Abdulselam war so glücklich, Schelnissa dieselbe Liebe einzuflößen, welche er für sie empfunden hatte.

Er verlebte ein ganzes Jahr in dem Rausche der Freuden; aber nach Verlauf dieser Zeit meldete sich das Heimweh bei ihm. Er sann unabläßig auf Mittel, wodurch er den Kaiser von China, den Groß-Man=

darin seinen Schwiegervater, und seine Gattinn selber bewegen könnte, in diese Reise zu willigen. Endlich gelang es ihm, sie dahin zu bereden; das Verlangen, seinen Vater und seine Mutter wieder zu sehen, die über sein Schicksal sehr in Sorgen sein müßten, diente ihm zur Entschuldigung.

Sechshundert und zehnter Tag.

Er reiste also mit Schelnissa heim. Sein Schwiegervater begleitete sie bis an den Hafen, wo sie sich zur Fahrt nach Indien einschiffen mußten. Ein wohl ausgerüstetes Schiff erwartete sie hier. Die beiden jungen Gatten nahmen mit weinenden Augen Abschied von ihrem Vater und Schwiegervater.

Das Schiff ging unter Segel, und mehrere Tage hatten sie den günstigsten Wind. Aber plötzlich schwärzte sich der Himmel, der Donner rollte, ein furchtbarer Sturm erhub sich, und bald war das Schiff versunken. Der Prinz und die Prinzessinn fast allein retteten sich in einem Boote, welches noch drei Tage lang umher geworfen wurde, bis es sie an ein unbekanntes Land brachte. Sie stiegen auf der Küste aus, und ihre erste Sorge war, dem Himmel für ihre Rettung Dank zu sagen.

Sie gingen tiefer ins Land hinein, ohne zu wissen, wo sie waren. Schelnissa, von dem langen Weg ermüdet, welchen sie schon gemacht hatte, und von der Hitze und vom Hunger gequält, bat Abdulselam, etwas anzuhalten: sie setzten sich in den Schatten einer Pinie, und die Prinzessinn schlief auf Abdulselams Schooß ein, der zu besorgt und aufgeregt war, um der mindesten Ruhe zu genießen.

Während Schelnissa so schlief, bemerkte er in ihrem Busen ein Tuch, welches etwas zu verwahren schien: er zog es hervor, und sah, daß es allerdings Rubinen, Perlen und Diamanten von wundervoller Schönheit enthielt. Er betrachtete sie mit Vergnügen; denn alle übrigen Reichthümer, welche er aus China mitgenommen hatte, waren von den Wellen des Meeres verschlungen. Er wollte darnach alles wieder an seinen Ort stecken: aber in demselben Augenblick stieß ein Falke, der ohne Zweifel die Rubinen für ein Stück rohes Fleisch hielt, hoch aus den Lüften speilschnell hernieder, ergriff sie, und flog damit hinweg.

Der Prinz fürchtete, seine Gattinn aufzuwecken, legte ihr Haupt sanft auf die Erde, ließ das Tuch, und was noch darin war, neben ihr liegen, und lief dem Falken nach, welchen er nicht aus dem Gesichte verloren hatte. Er verfolgte ihn lange von Baume zu Baume, bis er wieder an das Ufer des Meeres kam. Da sah Abdulselam, daß der Falke nach einem

nahen Eilande hinüber flog. Glücklicherweise fand er hier noch dasselbe Boot, welches sie hieher gerettet hatte; er sprang hinein, und ließ sich von zwei Matrosen, die zur Bewachung des Bootes zurückgeblieben waren, nach dem Eilande hinüber rudern; hier setzte er die Verfolgung des Falken von Baume zu Baume fort, bis endlich der Vogel sich hoch in die Lüfte erhub, und den Augen des verzweifelnden Prinzen gänzlich entschwand.

Traurig bestieg Abdulselam nun wieder das Boot, und wollte dahin zurück kehren, wo er seine Gattinn verlaßen hatte. Aber Seeräuber erblickten ihn, bemächtigten sich seiner sogleich, legten ihn in Fesseln, und nachdem sie ihn mit Mishandlungen überhäuft hatten, schifften sie rings um die Insel, und kamen an eine auf der entgegengesetzten Seite liegende Stadt, wo sie ihn an einen Greis verkauften.

Sechshundert und eilfter Tag.

Nachdem Abdulselam demselben seine Unfälle erzählt hatte, versprach der mitleidige Greis ihm die Freiheit, unter der Bedingung, daß er ein Jahr lang seiner Tochter treulich dienete. Der unglückliche Prinz willigte ein, aber da diese Tochter hübsch und verführerisch war, so konnte er ihren Reizen und Anlockun-

gen nicht widerstehen, und beide benahmen sich so unvorsichtig, daß der Vater ihr Einverständnis bemerkte, und aufgebracht darüber, ihn zu den niedrigen Diensten eines Gärtnerburschen und Maurers verurtheilte, und ihn nach einem seiner Gärten auf dem Lande schickte, wo er allein ein altes Gebäude einreißen sollte.

Der junge Prinz, von Kummer, Reue und Anstrengung niedergebeugt, arbeitete dort schon lange, als er eines Tages beim Einreissen der alten Hütte einen Stein erblickte, an welchem ein Ring befestigt war. Er hub ihn auf, und entdeckte darunter ein tiefes Gewölbe, in welches eine kleine Treppe hinab führte. Er stieg hinunter und fand darin sechs große Gefäße voll Goldstücke. Er verschloß das Gewölbe sorgfältig wieder, und erwartete einen günstigeren Augenblick, sich dieses Schatzes zu bemächtigen.

Einige Zeit darnach entschloß sich sein Herr, gerührt von seinen Unfällen und seiner Reue, ihm die Freiheit zu schenken, und hieß ihn, sich bereiten, um mit einem Schiffe abzufahren, welches nach Indien segeln sollte, und unterweges gegen die Mitte der Ueberfahrt, in Kochin-China, nothwendig anlegen mußte, um die zur Vollendung der Reise günstige Jahreszeit abzuwarten.

Abdulselam, höchst erfreuet, holte jetzo seine sechs mit Goldstücken gefüllten Gefäße hervor, nahm einen Theil Goldstücke heraus und bedeckte die übrigen mit

einer Lage Salz; und nachdem er alle Vorkehrungen zu seiner Reise getroffen, ließ er alles einschiffen. Aus Besorgnis, bestohlen zu werden, gebrauchte er die Vorsicht, dem Schiffshauptmann zu erklären, daß die sechs Krüge nur mit Salz gefüllt wären.

Der Wind war noch widrig, und das Schiff lag noch etliche Tage vor Anker. Abdulselam ging alle Morgen hin, um nach seinen Krügen zu sehen, und zu hören, ob man bald absegeln würde; er kehrte alsdann zu seinem Herrn zurück. Aber der Schiffshauptmann ging während einer Nacht unter Segel, ohne an Abdulselam zu denken, der am Morgen wieder nach dem Hafen eilte, und in Verzweiflung gerieth, als er vernahm, daß das Schiff abgesegelt war. Höchst betrübt kam er wieder zu seinem Herrn, der ihm sagte, daß vor sechs Monaten kein Schiff wieder nach Indien abginge, er also so lange warten müßte.

Sechshundert und zwölfter Tag.

Aber wir müßen jetzo zu der Prinzessinn Schelnissa zurückkehren. Nach einem langen Schlaf erwachte sie, und da sie ihren Gatten nicht bei ihr fand, rief sie und suchte ihn überall vergeblich. Als sie sah, daß alles fruchtlos war, gab sie sich der grimmigsten Verzweiflung hin; sie wähnte, sie wäre betrogen und ihr

Gatte hätte sie verlaßen, nachdem er ihr die kostbarsten von ihren Edelsteinen entwandt. Allein, in einem unbekannten Lande, wußte sie nicht, was sie nun anfangen sollte.

Sie wanderte auf gut Glück weiter, und nach einer dreitägigen Wanderung gelangte sie in eine Stadt namens Haïssan: eine alte Frau nahm sie hier bei sich auf, und fragte sie, wer sie wäre.

Schelnissa entdeckte ihr nicht ihre Geburt, sondern sagte ihr nur, daß sie Schiffbruch gelitten und das Glück gehabt habe, sich zu retten. Indessen lebte die Prinzessinn, die durch Vermittelung dieser guten Frau ihre noch übrigen Juwelen verkaufte, einige Zeit bei ihr; und entschlossen, ihre Reise nach Indien fortzusetzen, um sich zu überzeugen, ob ihr Gemahl sie wirklich betrogen hätte, oder um ihn daselbst wieder zu finden, im Fall er vor ihr dorthin gelangt, oder in der Folge noch ankäme, erkundigte sie sich, wann ein Schiff nach jenen Gegenden abginge.

Einige Tage darnach kam die gute Alte und verkündigte ihr, daß unverzüglich ein Schiff dorthin abführe; sie bemerkte ihr aber dabei, daß dasselbe in Kochin-China anlegen müsse, um die günstige Jahreszeit zur Vollendung der Fahrt abzuwarten. Man wird sich hiebei erinnern, daß das Schiff, welches Abdulselam mitnehmen sollte, ebendaselbst, und aus demselben Grunde, anlegen mußte. Schelnissa machte sich

sogleich reisefertig, und legte, bevor sie sich einschiffte, Mannskleider an. Ihr Vorhaben war, sich so an den Hof des Königs der Malayen zu begeben; sie zweifelte nicht, daß dieser König, dessen Sohn Abdulselam sich genannt hatte, einer Prinzessinn seine Theilnahme nicht versagen würde, welche dieser so grausam betrogen hätte, und daß er ihr folglich Mittel gewähren würde, nach China heim zu kehren, wenn sie die Hoffnung aufgeben müßte, einen ihrer würdigen Gemahl wieder zu finden.

Sechshundert und dreizehnter Tag.

Das Schiff erreichte wirklich den Hafen der Hauptstadt von Kochin-China, wo es anlegte, wie es sich vorgesetzt hatte. Nachdem Schelnissa hier einige Zeit von dem noch übrigen Gelde aus dem Erlös ihrer Juwelen gelebt, sah sie endlich ihre Börse erschöpft, und wußte nicht, wie sie hier ferner bestehen sollte, bis das Schiff seine Fahrt nach Indien fortsetzen würde.

Eines Tages, als sie bei einem Speisewirth ein mäßiges Mahl einnahm, und dieser sie dabei in tiefe Schwermuth versunken sah, nahm er Theil an ihrem Schicksal, und that mehrere Fragen an sie. Die verkleidete Prinzessinn gestand ihm, daß alle ihre Hülfsquellen erschöpft seien, und sie nicht wisse, wovon sie

die nächste Mahlzeit bezahlen sollte, welche sie einnehmen mußte.

„Wohlan, junger Mensch," sprach hierauf der Speisewirth zu ihr, „dein Aussehen gefällt mir; bleib bei mir, als Aufwärter; ich will dich ernähren, und dich ferner dergleichen Sorgen überheben."

Schelnissa nahm dieß Erbieten an; und obwohl sie sich eben nicht sonderlich auf die Küche verstand, so ermangelte sie jedoch nicht, durch ihre anmuthige Gestalt, und durch den Anstand, womit sie die Tischgäste bediente, das Haus ihres Herrn sehr in Aufnahme zu bringen.

Nach Verlauf einiger Monate, langte auch das Schiff, auf welchem Abdulselam mitfahren wollte, im Hafen an. Der Schiffshauptmann, welcher wähnte, daß die sechs Krüge voll Gold, welche Abdulselam eingeschifft hatte, nur Salz enthielten, beschloß, sich hier derselben zu entledigen; und da er mit Schelnissa im Hause des Speisewirths, wo er oft gegessen, Bekanntschaft gemacht hatte, so bot er sie ihr zum Geschenk an; was Schelnissa um so lieber annahm, als das gute Salz in dieser Stadt sehr selten war, so daß sie einiges Geld daraus zu lösen hoffte.

Jetzo wenden wir uns wieder zu Abdulselam.

Endlich, als die sechs Monate um waren, fand er wieder Gelegenheit sich nach Indien einzuschiffen, nachdem er dem Greise, dessen Sklave er gewesen war,

seine herzliche Dankbarkeit bezeugt hatte. Unterweges hielt das Schiff bei einer kleinen Insel an, und die gesammte Schiffsmannschaft begab sich ans Land, um sich mit der Jagd zu vergnügen.

Abdulselam durchstreifte auch die Insel und bemerkte dabei auf einem Baume ein Falkennest. Da ein Falke Ursach gewesen, daß er seine Gattinn verloren, so hatte er geschworen, alle Vögel dieser Art zu vertilgen, die ihm vorkämen; demnach drückte er sogleich einen Pfeil auf das Nest ab, und schoß es herunter. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er darin Schelnissa's Rubinen erblickte, welchen ein Falke ihm entführt hatte! Dieses unerwartete Glück ließ ihn hoffen, daß seine Leiden nunmehr zu Ende gingen.

Sechshundert und vierzehnter Tag.

Er schiffte sich höchst vergnügt wieder ein, und einige Tage darnach langte sein Schiff in der Hafenstadt an, wo Schelnissa sich aufhielt. Alle begaben sich ans Land; und noch denselben Abend kam Abdulselam, beim Durchwandern der Stadt, an den Laden des Speisewirths. Er erblickte darin einen Aufwärter, dessen Bildung ihm alle Züge seiner geliebten Gattinn wieder vergegenwärtigte. Diese Aehnlichkeit war ihm

auffallend; aber die Mannskleider, welche sie verhüllten, nöthigten ihn alsbald die angenehme Vorstellung aufzugeben, welche er zu fassen wagte.

Die Prinzessinnn ihrerseits erkannte ihn auf der Stelle: aber sie verbarg ihre Freude, und lud ihn ein, diesen Abend bei ihrem Herrn zu essen, mit der Versicherung, man werde ihn mit köstlichen Gerichten bedienen, welche jedermann gut schmeckten, und womit, wie sie hoffe, auch er zufrieden sein werde.

Er willigte ein. Während des Essens, da die verkleidete Schelnissa mit ihrem Gatten allein war, und ihn bediente, ersuchte sie ihn, ihr seine Abenteuer zu erzählen; und er that es. Schelnissa, die ihn für treulos gehalten, war entzückt über ihren Irrthum, vergaß von Stund an all ihre Leiden, und rief aus:

„Ah Abdulselam! wenn ich dir nun deine Gattinn zeigte....?"

„Große Götter," antwortete stracks der Prinz von Indien: „wie glückselig würde ich mich schätzen!"

Augenblicklich nahm die Prinzessinn ihren Turban ab, und ließ ihre schönen Haare um ihre Schultern wallen. Abdulselam erkannte sie, und beide umarmten sich, in Freudenthränen zerfließend.

Sie erzählte ihm hierauf, was ihr seit ihrer Trennung begegnet war, und auf welche Weise die sechs mit Salz bedeckten Goldkrüge, deren Verlust Abdulselam in seiner Erzählung bedauert hatte, in ihre Händ

gekommen. Dieses Geld diente ihnen nun dazu, ihre Reise anständig fort zu setzen. Schelnissa legte denselben Tag noch wieder die Kleidung ihres Geschlechts an; der Prinz kaufte ihr Sklaven zur Bedienung, und der Speisewirth, der sie aufgenommen hatte, wurde freigebig belohnt.

Sie reisten ab, und gelangten glücklich in die Staaten von Abdulselams Vater, der sie mit der herzlichsten Freude empfing.

Abdulselam herrschte, nach dem Tode seines Vaters, lange mit großem Ruhm in Indien über die Malayen, und theilte seinen Thron mit Schelnissa, welche er immerdar liebte, und die ihm mehrere Kinder gebar, die alle menschenfreundlich und wohlthätig waren, nach dem Muster ihrer Aeltern."

Die Braut ihrer Brüder.

Sechshundert und funfzehnter Tag.

Mir=Badahin, König von Ormus, hatte gewöhnlich seinen Sitz zu Dagma, einer kleinen Stadt seines Reichs, für welche er eine besondere Vorliebe hegte. Dieser Fürst pflegte sich häufig, zur Erholung, nach einem Schlosse am Ufer des Meeres zu begeben, und als er eines Abends ziemlich spät zu Fuße von der Jagd kam, wobei er sich verirrt hatte, erblickte er einen alten etwa sechzigjährigen Kalender, *) vor welchem ein schwarzer Sklave her ging, der einen großen Ledersack auf dem Rücken trug.

Der König von Ormus wollte wissen, was in dem Sacke wäre, und legte sich sammt seinem Gefolge, das

*) Eine Art fahrender Geistlichen bei den Mahomedanern.

nur aus einem seiner Vesyre und zwei Sklaven bestand, platt auf die Erde. Da hörte er nach einiger Zeit den Schwarzen, indem er den Sack auf den Boden setzte, also zu dem Kalender sprechen:

„Dieser Sack ist sehr schwer, Herr; erlaubet, daß ich mich ein wenig ausruhe und verschnaufe."

„Masâul," erwiederte der Kalender, „du hältst sehr zur Unzeit an, wir haben nur noch einige Schritte bis zur Barke, welche uns erwartet: auf! damit wir uns des Ungeheuers, das in diesem Sacke steckt, entledigen."

„Aber, Herr," entgegnete der Schwarze, „bedenket wohl, daß dieses Ungeheuer eure Tochter ist; ich für mein Theil gestehe es, nur ungern gehorche ich eurem so grausamen Befehle, und ich kann nicht glauben, daß ihr so unmenschlich seid, das Vollkommenste, was die Natur jemals gebildet hat, ins Meer werfen zu lassen."

„Sage vielmehr das Verderblichste und Abscheulichste: wie schlecht kennst du Ak-Beyas! *) die Schönheit ist nur lobenswerth, wenn sie mit einer schönen Seele verbunden ist; und diese Unglückliche, welche ich mich schäme meine Tochter zu nennen, hat sich dergestalt mit ihren Verbrechen befleckt, daß ihr, nachdem sie den Tod ihrer Brüder verursacht hat, zur Er=

*) Bedeutet glänzendes Weiß.

füllung ihres Horoskops, nur noch übrig bleibt, auch mir das Herz zu durchbohren. Nimm also deinen Sack wieder auf, mein lieber Masäul, und laß uns unsere Schritte verdoppeln, damit wir bald wieder das Ufer des Meeres erreichen."

Masäul schickte sich an, obwohl mit Widerwillen, den Sack wieder auf die Schultern zu laden, als Ak-Beyas, die darin stak, und bis dahin Stillschweigen beobachtet hatte, den Kalender in den zärtlichsten und demüthigsten Ausdrücken um ihr Leben bat.

Wenn diese Stimme, deren Töne den rohesten Unmenschen erweicht hätten, auch keine Wirkung auf das Herz ihres Vaters hatte, so machte sie jedoch auf das Herz Mir-Bahadins einen solchen Eindruck, daß er, ohne Bedenken, aufsprang, den Sack ergriff, und mit dem Säbel in der Hand ausrief:

„Grausamer Greis, gib deinen verruchten Vorsatz auf, den ich so eben gehört habe: ich nehme deine Tochter in meinen Schutz, sie soll nicht sterben!"

Der Kalender war von dieser Begegnung, deren er sich nicht versah, zwar überrascht, zog aber sogleich seinen Dolch, und sprach:

„Wer du auch seist, du sollst mich nicht hindern, an meinem eignen Blute Gerechtigkeit zu vollstrecken."

Zu gleicher Zeit stürzte er auf den Sack los und durchbohrte ihn mit mehreren Stichen.

Durch das Geschrei der in dem Sacke steckenden Frau, die sich verwundet fühlte, wurde der König von Ormus so bewegt, daß er dem Kalender einen Säbelhieb auf den Kopf gab, welcher ihn zu Boden streckte und wehrlos machte. Hierauf ließ er den Schwarzen mit dem Sacke ergreifen, öffnete diesen selber, und zog eine halb ohnmächtige Frau daraus hervor, welche er bei der Dunkelheit der Nacht zwar nicht deutlich erkennen konnte, die aber von blendender Weiße erschien.

Er befahl hierauf seinem Vesyr, diese Frau aufzuheben und zu tragen; und nachdem er sich Masâul zu erkennen gegeben hatte, hieß er ihn den verwundeten Kalender auf den Rücken nehmen, ließ sein ganzes Gefolge seine Schritte verdoppeln, und langte bald in seinem Schlosse an.

Kaum war der Fürst eingetreten, so ließ er seine Wundärzte kommen. Ak-Beyas war nur leicht von mehreren Dolchstichen am Arme verwundet; der Kalender aber hatte einen Streich von so gewaltiger Hand empfangen, daß man ihm nur noch wenige Stunden zu leben gab: wirklich, starb er bald darnach besinnungslos.

Sechshundert und sechzehnter Tag.

Als nun Ak-Beyas aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen, war der König von Ormus höchst er=

staunt über die große Schönheit, welche er an ihr wahrnahm. In der That, niemals hatte die Natur ein Wesen so verschwenderisch mit ihren Gaben ausgestattet; und die Sultaninnen des Königs, so groß auch ihre Anzahl war, verdienten nicht mit einer Schönheit in Vergleichung zu treten, welche selbst über die Huri's *) den Preis davon getragen hätte.

Sie sehen, und sterblich in sie verliebt werden, war bei Mir-Bahadin eins. Wie sehr er auch über die letzten Worte des Kalenders betroffen war, doch schwankte er keinen Augenblick, dieser schönen Frau sein Herz zu schenken.

„Wie!" rief er aus: „ein Vater kann so grausam sein, diesem Wunder der Natur das Leben rauben zu wollen! Ha, unmenschlicher Vater! wie viel Dank bin ich nicht dem großen Propheten schuldig, daß ich gerade bei der Hand war, um dich an der Vollführung eines so schwarzen Verbrechens zu verhindern! Du hast den Tod, welchen du von meiner Hand empfangen, nur zu sehr verdient. — Du Masâul," fuhr er zu dem Sklaven fort, „weil du durch deine Zögerung und durch dein Erbarmen das Leben dieses göttlichen Geschöpfes gerettet hast, empfange von deinem Könige diesen Diamantring und die Freiheit; das

*) So heißen die wunderschönen ewigen Jungfrauen, deren Genuß Mahomed in seinem Paradiese allen guten Muselmännern verheißt.

ist der geringste Lohn, welchen dein Mitleid mit dem Schicksale deiner Herrinn verdient."

Masâul empfing mit tiefer Ehrfurcht den Diamantring, der wenigstens zehntausend Goldstücke werth war, und entfernte sich dann, um den König ungestört mit Ak=Beyas sich unterhalten zu lassen.

Diese schöne Jungfrau betrachtete mit Erstaunen alles, was in dem Palaste des Königs vorging. Die Gegenwart ihres todten Vaters war nicht im Stande, ihre Freude über das Entzücken Mir=Bahadins zu mindern; sie erkannte alsbald den ganzen Umfang seiner Liebe, und entschlossen, die Gewalt zu benutzen, welche sie schon über das Herz des Königs hatte, und den schlimmen Eindruck zu vertilgen, welchen die Reden des Kalenders darin möchten zurückgelaßen haben, sprach sie zu dem Sultan, der ihr mit innigster Zärtlichkeit die Hände küßte:

„Herr, ich bin dieser überschwänglichen Liebe nicht würdig; obwohl ich unschuldig an dem Tode meiner Brüder bin, so schreiet doch ihr Blut, so wie das des Kalenders, wider mich: erlaube also, daß ich mich in die Einsamkeit zurückziehe und immerdar die Verbrechen beweine, deren allein die Gestirne mich schuldig gemacht haben."

„Nein, reizendes Licht meines Lebens," erwiederte der König, „deine Entfernung würde dich vor unserm

Propheten noch schuldiger machen, als du gegenwärtig bist, wenn man deinem Vater glauben soll: du würdest unfehlbar den Tod eines Königs bewirken, welcher nicht mehr einen Augenblick von deinen schönen Augen entfernt leben kann."

Ak-Beyas erröthete bei diesen Worten, und wollte aufstehen, sich vor Mir-Bahadin niederzuwerfen; er aber verhinderte sie daran, und nöthigte sie auf dem Sopha zu bleiben.

„Herr," sagte sie nun, „es ist mir unmöglich, nicht all meiner Leiden zu vergessen, du läßt dich so weit herab, deine Sklavinn zu lieben...."

„Ja, ich will sie zu einem so hohen Range erheben," rief der König von Ormus aus, „daß sie fortan der Neid aller Schönheiten der Erde sein soll."

Hierauf faßte er sie bei der Hand, und führte sie in das nächste Zimmer, während man den Leichnam des Kalenders hinweg schaffte.

Man hatte auch Ak-Beyas Wunden verbunden, welche die Haut nur leicht geritzt hatten; und da der König von Ormus sehr neugierig schien, ihre Abenteuer zu vernehmen, wofern die Anstrengung ihrer Gesundheit nicht nachtheilig wäre, so erzählte sie ihm dieselben mit folgenden Worten:

Geschichte der Ak-Beyas, Tochter Abdallah-Jussuf's.

Sechshundert und siebzehnter Tag.

„Bevor ich meine Geschichte beginne, Herr, ist es nöthig, dich an einige Begebenheiten zu erinnern, deren Andenken nur ruhmvoll für dich sein kann.

Es sind ungefähr vierzehn Jahre, daß Amir Massod *) den Thron von Ormus einnahm: dieser Fürst hatte sich durch tausend unerhörte Grausamkeiten dermaßen zum Gräuel seiner Völker gemacht, daß sie beschlossen, ihn zu entsetzen. Du, Herr, warest damals Statthalter von Kalayata, **) wo deine Weis-

---

*) Dieser Fürst herrschte in Ormus um das Jahr 1291. Er wurde durch Mir-Bahadin-Ayas-Seyfin, der ein Sklave des Königs Noßerat, und darnach Statthalter von Kalayata gewesen war, vom Throne gestoßen.

**) Ein Hafen Arabiens.

heit, deine Gerechtigkeit, und so viele schöne Eigenschaften, die man an dir bewundert, dir die Anbetung aller Völker erwarb, die unter deiner Pflege standen. Die Großen des Reichs, der Bedrückung Massod's müde, nahmen zu dir, Herr, ihre Zuflucht, und du stelltest dich an die Spitze eines zahlreichen Heeres, mit welchem du Massod zwangest, zu entfliehen; seine beiden Brüder versuchten fruchtlos, ihn wieder auf den Thron zu erheben, dessen er sich unwürdig gemacht hatte: deine Tapferkeit ließ sie in ihrer verwegenen Unternehmung den Tod finden, und die Unterthanen Massod's, die alle deine trefflichen Eigenschaften kannten, beschwuren dich, ihr König zu sein.

Mein Vater, der Abdallah-Jussuf hieß, und den Euer Majestät nun des Lebens beraubt hat, war einer der Günstlinge Massod's; geheimer Diener seiner Grausamkeiten, ließ er allen Abscheu derselben auf die Vesyre oder den König selber fallen. Entschuldige, Herr, wenn ich so von dem Manne rede, der mir das Leben gegeben hat; die grausame Art, auf welche er mich desselben berauben wollte, läßt mich vergessen, daß er mein Vater gewesen ist: ich weiß nur erst seit einigen Stunden, daß ich ihm das Leben verdanke, und ich hatte die Umstände, welche ich dir eben erzählt habe, nur aus dem allgemeinen Gerüchte, und zu einer Zeit vernommen, wo ich noch nicht wußte, daß ich seine Tochter wäre.

Es konnte nicht fehlen, daß Abdallah-Jussuf, bei so bösen Neigungen, reich wurde: er hatte die schönsten Sklavinnen in Ormus, und eine derselben, namens Indschi, *) ward, vor beinahe neunzehn Jahren, meine Mutter. Als Abdallah-Jussuf bemerkte, daß meine Mutter während ihrer Schwangerschaft sehr unwohl war, hatte er die Neugier, einen alten Muselmann, namens Mubarek, **) welcher den Ruf eines geschickten Sterndeuters hatte, über meine Geburt zu befragen.

Dieser gute Greis antwortete ihm: die Frau, von der die Rede wäre, würde eine Tochter gebären, welche den Tod ihrer Brüder und ihres Vaters verursachen würde.

Mein Vater, über eine solche Weissagung erschrocken, ging hin, und theilte sie Indschi mit, die, weniger abergläubig als er, seine Leichtgläubigkeit durch so starke Gründe bekämpfte, daß sie ihn davon abbrachte, mir das Leben zu rauben, welches ich noch nicht einmal völlig empfangen hatte. Kurz, Herr, ich erblickte zur bestimmten Zeit das Licht der Welt, und ich erschien so schön, daß auch der Unmenschlichste nicht den grausamen Beschluß vollzogen hätte, welchen Abdallah-Jussuf wenige Tage vor meiner Geburt im Sinne hatte.

*) D. h. Perle.
**) D. h. Gesegnet.

Ich wurde bis ins dritte Jahr mit aller erdenklichen Sorgfalt aufgezogen: da trennte der Engel des Todes die Seele meiner Mutter von ihrem Leibe, und mein Vater ward darüber so tief betrübt, daß er fast den Verstand verloren hätte. Um nichts vor Augen zu haben, was ihm ein so schmerzliches Andenken zurückrufen könnte, ließ er mich nach einem Dorfe unweit Ormus bringen. Hier wurde ich einer guten Frau übergeben, der man verbarg, wer ich wäre, und es wurde ihr befohlen, mich als ihre eigene Tochter aufzuziehen.

Abdallah-Jussuf hatte von einer anderen seiner Frauen zwei Söhne; und so bald er mich aus dem Gesichte verloren hatte, wandte er alle seine Zuneigung auf diese, und schenkte ihrer Mutter die ganze Zärtlichkeit wieder, welche er vor der Liebe zu Indschi für sie gehegt hatte. Obgleich Kalaf-Haray, *) — so hieß diese Frau, — ein boshaftes Gemüth und ein grausames Herz hatte, so war dennoch Abdallah-Jussuf, in der Verblendung über ihre schlimmen Eigenschaften, ihr dermaßen zugethan, daß sie eine unumschränkte Gewalt über ihn ausübte.

Eines Tages, als mein Vater, in einem Augenblicke der Zärtlichkeit und herzlichen Hingebung, ihr die Weissagung Mubareks erzählt, und ihr den Ort

*) D. h. gallenfarbiges Herz.

entdeckt hatte, wohin er mich verwiesen, um die Erfüllung derselben zu verhindern, bezeugte Kalaf-Haray ihm ihr höchstes Erstaunen über sein Erbarmen mit mir.

„Wie, Herr," sprach sie zu ihm, „du missest der Verkündigung dieser göttlichen Stimme des Himmels so wenig Glauben bei, und erhältst einem Ungeheuer das Leben, welches dir und meinen Kindern den Tod geben soll? — Ha, Herr, ich schwöre dir bei unserm großen Propheten, wenn dieser von Gott begabte Mann dasselbe von den Kindern verkündigt hätte, welchen ich das Licht gegeben habe, so würde ich selber, um solchen entsetzlichen Vatermorde zuvorzukommen, ihnen schon einen Dolch in die Brust gestoßen haben."

Abdallah-Jussuf war sehr aufgeregt durch diese so nachdrücklich ausgesprochenen Worte der Sultaninn; gleichwohl hielt die Natur, die vermuthlich in ihm noch stärker war, als die Thränen der Kalaf-Haray, ihn zurück, zu einer so grausamen Entschließung die Hand zu bieten, und auf folgende Weise stellte er es an, um mir das Leben zu retten, und zugleich das Gemüth seiner Frau zu beruhigen.

Der erste Vesyr hatte ein prächtiges Schloß vier Meilen von Dagma; dort ließ er im dicksten Walde einen finstern Thurm bauen, und nachdem er mich in einer dunklen Nacht, nach dieser traurigen Wohnung hatte bringen lassen, wurde ich hier, allein mit der

Frau, welche mich in der Kindheit gepflegt hatte, eingesperrt, und vierzehn Jahre lang mit der größten Behutsamkeit verwahrt.

Sechshundert und achtzehnter Tag.

Da ich kaum drei Jahre alt war, als ich in den Thurm kam, so gewöhnte ich mich, ohne Widerstreben, an eine so traurige Lebensart; ich betrachtete die Frau, welche für mich sorgte, als meine Mutter, und sie liebte mich mit eben so viel Zärtlichkeit, als wenn ich ihre Tochter gewesen wäre. Als ich, bei vorgerücktem Alter, anfing nachzudenken, that ich ihr tausend Fragen, auf welche sie stäts schwieg. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn ich sie fragte, ob wir immerdar in diesem Thurme bleiben würden, und aus welchem Grunde wir darin versperrt wären; sie wußte nicht, was sie mir antworten sollte, und häufig waren ihre Antworten so räthselhaft, daß ich nichts davon verstand. Ich hatte sie oft sagen gehört, daß wir von unerbittlichen Männern darin bewacht würden; weil diese sich aber außerhalb des Thurmes befanden, so hatte ich sie niemals gesehen, und ich konnte mir nicht einmal einbilden, was ein Mann wäre. Die Neugier ließ mich auf allerlei Mittel sinnen, um diese Ent-

deckung zu machen, was meiner Aufseherinn unmöglich dünkte.

Man schob uns das Essen durch ein niedriges und vergittertes Fenster herein, welches sogleich wieder verschlossen wurde, ohne daß wir die Hand sehen konnten, welche uns bediente, und es gab keine einzige Oeffnung in dem Thurme, durch welche ich mein Verlangen befriedigen konnte.

Ich empfand darüber einen tödtlichen Verdruß; aber endlich fand ich ein Stück Eisen, welches dazu diente, die Erde eines kleinen Gartens aufzulockern, der auf dem flachen Dache des Thurmes war, und ich versuchte, mir damit ein kleines Loch durch die Mauer zu machen. Nach einer anhaltenden Arbeit von mehr als einem Monat, gelang es mir endlich einen Stein von zwei Fuß ins Gevierte, in einem kleinen Gemache auf der Höhe des Thurmes, herauszubrechen. Die Mauer war an dieser Stelle bei weiten nicht so dick, als im übrigen, so daß es mir in kurzer Zeit gelang, eine Oeffnung durch zu arbeiten, durch welche ich den Kopf stecken konnte. Obwohl mein Gesichtskreis sehr beschränkt war, so wähnte ich doch, eine neue Welt zu erblicken: wie groß war aber mein Erstaunen, als ich, anstatt der Männer, von welchen meine Aufseherinn mir gesagt hatte, nur scheußliche Ungeheuer erblickte, nämlich, die häßlichsten schwarzen Sklaven, welche

man hatte auffinden können. Ich bildete mir ein, daß die ganze Erde nur von solchen scheußlichen Gestalten erfüllt wäre; und in diesem Wahne, fing ich an, mich nicht mehr über meine Gefangenschaft zu beklagen. Aber, obwohl mein Abscheu vor diesen Schwarzen sich nicht verminderte, doch gewöhnte ich mich allmählich daran, sie mit weniger Grauen zu betrachten, und ich brachte den größten Theil des Tages an meinem kleinen Fenster zu.

Aber wie ward mir, als ich eines Morgens, es sind ungefähr zwei Jahre, am Fuße meines Thurms einen Jüngling erblickte, tausendmal schöner als der Liebesgott. Ich rief sogleich Lelalü (so hieß meine Aufseherinn): sie konnte selber ihn nicht ohne Bewunderung betrachten, und sagte mir nun, das wäre einer von jenen Männern, wovon sie mir manchmal erzählt, sie hätte aber niemals einen so vollkommenen gesehen, als diesen hier.

Mein Herz wurde bei diesem Anblicke so aufgeregt, daß ich mich selber nicht mehr kannte.

„Ach! meine gute Mutter," rief ich aus, „ich muß vor Verzweiflung sterben, wenn du nicht Mittel findest, daß ich mit diesem jungen Manne reden kann."

Lelalü ward sehr bestürzt, als sie mich also reden hörte; sie liebte mich unendlich; und da sie sah, daß meine Sehnsucht immer zunahm, so sagte sie zu mir:

„Meine liebe Tochter, ich will versuchen, dich zufrieden zu stellen.“

Hierauf nahm sie ein Knäuel weißer Seide, welche zu unserer Stickerei diente, wickelte in ein Stück gelben Tafft einen Rosinenkern, ein Stückchen Ingwer, Kohle und Alaun, und ließ es an dem Faden des Knäuels durch das von mir gemachte Loch hinab.

Der Jüngling beschaute aufmerksam diesen Thurm, als er das Päckchen bis auf den Boden herablassen sah; er zweifelte nicht, daß es an ihn gerichtet wäre, und den Schlaf der Thurmwächter benutzend näherte er sich, nahm es und wickelte es auf. Ich war sehr aufmerksam auf seine Gebärden, welche mir ganz außerordentlich vorkamen, und ich fragte Lelalů um die Bedeutung derselben. Sie sagte mir, er drücke seine Verwunderung aus und sein Verlangen, diejenige Person näher zu sehen, welche ihm dieses geheimnißvolle Päckchen gesandt habe. Hierauf wäre ich fast vor Freuden gestorben, als ich ihn seinen Ring vom Finger ziehen und denselben, anstatt aller Antwort, an den Seidenfaden knüpfen sah, welchen wir noch in der Hand hielten. Ich zog ihn hastig in den Thurm hinauf, und im freudigen Entzücken küßte ich diesen Ring tausendmal. Aber der junge Mann zog sich schleunig zurück, weil er Lärm hörte, und ließ mich sehr in Unruhe über seine Entfernung.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Sechshundert und neunzehnter Tag.

Lelalů sah mich traurig an, und sagte zu mir, indem sie mich umarmte:

„Ach! meine liebe Tochter, welchen Leiden sehe ich dich entgegen gehen durch eine so heftige und plötzliche Leidenschaft! Alle Hoffnung, hier heraus zu kommen, ist dir abgeschnitten, und der Eingang dieses Thurmes ist deinem Geliebten unzugänglich: du wirst dich also in vergeblicher Sehnsucht für einen Mann verzehren, der dir vielleicht nur Zeichen seiner Zärtlichlichkeit gibt, um die Erklärung höflich zu beantworten, welche ich ihm in deinem Namen gemacht, als ich jenes Päckchen an dieser Seide hinabgelassen habe.“

„Wie!“ rief ich aus: „diese Kleinigkeiten, welche du in ein Stück Tafft gewickelt hast, bedeuten etwas?“

„Ohne Zweifel,“ antwortete mir Lelalů, „und ich will es dir auslegen.

Es gibt mancherlei Arten die Liebe auszudrücken; die Natur, die allgemeine Lehrmeisterinn, ist die erste Schule in der Welt; sie hat allerlei Mittel erfunden, um dem geliebten Gegenstande die Bewegungen zu erkennen zu geben, welche er in der liebenden Seele hervorbringt. Die Schrift oder die Stimme dienen dazu, in lebhaften und rührenden Ausdrücken die Glut zu schildern, die zwei Liebende verzehrt, welche in einem freien Lande leben, wo sie sich sehen und sprechen kön=

nen: weil man aber im ganzen Morgenlande dieses Vortheiles entbehrt, so nimmt man seine Zuflucht zu Erfindungen, deren Anwendung dir noch unbekannt ist. Die Liebenden in diesem Lande, empfänglicher für die Liebe, als jedes andere Volk, treiben ihre Leidenschaft bis zur Wuth; sie überlassen sich ihr ohne Rückhalt, und machen daraus ihr höchstes Vergnügen. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Gefangenschaft, in welcher man hier die Frauen hält, den Männern tausend sinnreiche Mittel an die Hand gibt, sich mitzutheilen. Die Natur allein führt sie auf außerordentliche Erfindungen dieser Art. Fast alles was in dem täglichen Verkehr vorkömmt, dient auch zum Verkehr der Liebe: Gold, Silber, Früchte, Thierchen, mit Einem Worte, die einfachsten Dinge, haben neben ihrer natürlichen, auch ihre sinnbildliche Bedeutung. Das ist es, was man in unserer Sprache den Selam nennt; und auf solche Weise enthält oft ein Päckchen wie ein Finger groß, eine sehr ausdrucksvolle Erklärung, welche auf das Herz mehr Wirkung macht, als die zärtlichsten Schriftzüge eines Briefes. Die stumme Liebe findet hier in jedem Liebenden ein höfliches und geistreiches Wörterbuch; *) und im ganzen Morgen-

---

*) Nämlich, der Name jedes Dinges hat einen bestimmten, gemeinsam bekannten Reimspruch, z. B. etwa: blaue Seide — du bist meine Augenweide. — Vgl. die Anm. hinter Tag 545, Bd. 9. — Man sieht hieraus, die Beyen-

lande sind die Mädchen dermaßen in die Geheimnisse des Selams eingeweihet, daß man selten eine von zwölf Jahren antrifft, welche nicht auf diese Weise an den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit zu schreiben wüßte. Man zieht diese Schrift sogar der gewöhnlichen vor, weil, selbst wenn die schärfsten Wächter einen Selam fänden, sie doch niemals genau wissen können, von wem er kömmt, noch an wen er gerichtet ist."

Ich hörte diese Rede der Lelalü mit höchster Ueberraschung an: „Wie!" rief ich aus: „ist es möglich, daß ein Rosinenkern, Ingwer, Kohle, weiße Seide, und ein Stück gelben Taffts etwas bedeuten?"

„Ja, meine liebe Tochter," antwortete mir meine Hofmeisterinn, „und hier ist Wort für Wort ihre Auslegung:

„Ich wünschte, dir die Zärtlichkeit mitzutheilen, welche ich für dich empfinde; ich gehöre mir selber nicht mehr an, seitdem ich dich erblickt habe: aber in meiner qualvollen Lage muß ich verschmachten, während du dich eines behaglichen Lebens erfreuest. Antworte mir, und endige wo möglich alle meine Leiden."

---

nung Blumensprache gilt nur von einem Theile dieses Reimwörterbuchs, und ist ebenfalls durch die Blume zu verstehen. Einige unserer Blumennamen sind selber schon solche Sinnsprüche, nur ohne Endreim: Vergißmeinnicht! Rührmichnichtan! Männertreue, Augentrost ꝛc.

„Und was bedeutet der Ring, welchen dieser Jüngling mir geschickt hat?“ fragte ich Lelalü.

„Daß du ihm ganz vertrauen kannst,“ antwortete sie mir, „und daß er alle seine Kräfte aufbieten will, um dich aus diesem Aufenthalte zu befreien.“

„Ach!“ rief ich mit freudigem Entzücken aus: „nun verwundre ich mich nicht mehr über seine Gebärden, als er das Stück gelben Tafft aufwickelte. Das ist fürwahr eine sehr wunderbare Art, sich zu verständigen: ich bitte dich, unterrichte mich sogleich in dieser Sprache; die Liebe verliert über die Hälfte ihrer Kraft, wenn sie eines Dolmetschers bedarf.“

Sechshundert und zwanzigster Tag.

Was soll ich dir mehr sagen, Herr,“ fuhr Ak=Beyas in ihrer Erzählung an den König von Ormus fort: „ich war so ungeduldig, diese stumme Sprache zu erlernen, daß ich in weniger als vier Tagen beinahe eben so viel davon wußte, als Lelalü.

Mein Geliebter benutzte die glühende Hitze des Tages, während welcher die Schwarzen sich dem Schlaf überließen, und verfehlte nie, sich am Fuße des Thurmes einzufinden. Der Selam ging zwischen uns hin und her, und wir sagten uns die artigsten Sachen von der Welt, bis der Jüngling mir zu verstehen gab, daß

er, ungeduldig, mich nur in der Ferne zu sehen, ein Mittel gefunden habe, sich bei dem Hüter des Thurmes einzuführen, und daß er nach einigen Tagen in voller Freiheit mit mir zu sprechen hoffte. In der That schwärzte er seinen ganzen Leib, und nachdem er sich meinem Gefängniswächter anstatt eines ihm gestorbenen Sklaven dargeboten hatte, wurde er von demselben mit Freuden angenommen.

Schon waren drei Tage verstrichen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte, als ich um Mitternacht die Thüre am Fuße meiner Treppe öffnen hörte: ich horchte aufmerksam auf ein so angenehmes Geräusch, als ich meinen Geliebten mit einer Lampe in der Hand erblickte. Seine Farbe erschreckte mich nicht, denn er hatte mich davon unterrichtet, daß diese Schwärze leicht wieder zu vertilgen wäre: ich trat ihm rasch entgegen; er aber, Herr, wurde durch einige Züge von Schönheit, welche er auf meinem Gesicht erblickte, dermaßen geblendet, daß er sich an der Seitenmauer der Treppe stützte, und ich ihn nahe daran sah, in Ohnmacht zu sinken.

Ich hielt meinen Geliebten mit meinen Armen auf, und führte ihn in mein Zimmer, wo ich, nachdem ich ihm das Gesicht abgewaschen hatte, diese reizenden Züge wieder erkannte, welche mein Herz getroffen hatten.

„Schönes Wesen!" rief er jetzt aus, indem er sich zu meinen Füßen warf: „Licht meines Lebens, laß

uns den Schlaf benutzen, in welchen ich alle deine Wächter durch einen Schlaftrunk versenkt habe, und komm mit mir an einen Ort, welcher würdig ist, dich als meine Gemahlinn aufzunehmen."

Hierauf nahm er mich bei der Hand, und half mir mit meiner Hofmeisterinn hinabsteigen; wir verließen den Thurm ohne Hindernis, und nachdem wir im Walde eine gute Stunde fortgegangen waren, kamen wir an eine Köhlerhütte, wo wir Pferde bereit fanden, und den übrigen Theil der Nacht und den folgenden Tag darauf verwandten, die Vorstädte von Dagma zu erreichen. Hier führte mich mein Geliebter in ein sehr artiges Haus und ließ mich einige Erfrischungen genießen; dann begab er sich ins Bad, während ich und Lelalů uns von den Beschwerden der Reise ausruhten.

Sobald Agib (so nannte sich mein Geliebter) bemerkte, daß ich wieder aufgewacht war, trat er in mein Zimmer, noch tausendmal glänzender, als die Sonne.

„Meine geliebte Seele," sprach er zu mir, „willst du noch länger mein Glück aufschieben?"

Mein Schweigen gab ihm genugsam zu erkennen, daß ich mich seinem Verlangen nicht widersetzte; worauf er zu mir sagte:

„Erlaube, daß die einzige Person, welche ich fast eben so sehr liebe, wie dich, Zeuge unserer Vermählung sei."

Hierauf ging er hin, und führte einen jungen Perser herein, welchen er mir als seinen Bruder vorstellte, und mich beschwur, ihm alle Freundlichkeit zu erweisen.

Ich versicherte ihn meiner vollkommenen Hochachtung; und nachdem etliche Sklaven ein sehr anständiges Mahl aufgetragen hatten, schickten wir sie hinaus, damit sie nicht Zeugen unserer Vergnügungen wären. Diese erwartete ich wenigstens, Herr: aber wie weit war ich von meinen Hoffnungen entfernt!

Wir waren schon vier oder fünf Stunden bei Tische: mein Gemahl saß neben mir auf demselben Sopha; er würzte alle seine Reden mit so zärtlichen Liebkosungen, daß sein Bruder unser Glück nicht ohne Neid ansehen konnte. Der Wein hat ihm schon den Kopf erhitzt, er setzte sich auch an meine Seite, und glaubte sich bei mir dieselben Freiheiten nehmen zu dürfen, wie sein Bruder. Ich nahm es anfangs unbefangen auf, als ich aber sah, daß er den Anstand aus den Augen verlor, bat ich ihn ernstlich, artig zu sein.

Agib ward durch die Dreistigkeit seines Bruders gereizt, und sprach zu ihm:

„Resené, ich bitte dich, bedenke, daß diese Schöne meine Braut ist, und es dir nicht geziemt, sich dergleichen bei ihr herauszunehmen.“

„Noch ist sie nicht deine Frau,“ antwortete Resené, berauscht von Wein und Liebe, welche er zu

mir gefaßt hatte: „und ich habe nicht Lust, dir ein Mädchen zu überlaßen, auf welche du nicht mehr Recht hast, als ich. Bildest du dir denn ein, daß ich nicht recht gut weiß, daß diese Hochzeit nur eine Täuschung, und daß diese Schöne eine von jenen Mädchen ist, welche sich für Geld dem ersten besten überlaßen? Sei so gut, Agib, und tritt sie mir für heute nur ab: morgen soll sie ganz für dich sein."

Sechshundert und ein und zwanzigster Tag.

Wir waren über diese unverschämten Reden Resené's dermaßen erstaunt, daß wir anfangs unbeweglich blieben. Ich wollte hierauf aufstehen und mich in ein anderes Gemach begeben: Resené aber hielt mich zurück. Agib versuchte vergeblich die Güte bei seinem Bruder: es schien, als wenn ein böser Geist sich seiner Sinne bemächtigt hätte; und als Lelalü, welche ich zu Hülfe rief, ihn zu Vernunft bringen wollte, erhielt sie, anstatt aller Antwort, einen Dolchstich, welcher ihr den Arm durchbohrte. Ich that einen Schrei des Entsetzens, als ich das Blut meiner Erzieherinn fließen sah, und ich befahl ihr, Agibs Sklaven herbei zu rufen; sie waren aber schon, auf sein Geheiß, nach Dagma zurückgekehrt. Vergeblich suchten wir den wüthigen Resené zu entwaffnen; der Treulose

vergaß in diesem Augenblicke aller Bruderliebe gegen meinen Gatten, stürzte über ihn her, und stieß ihm den Dolch in die Gurgel. Als Agib sich so tödtlich verwundet fühlte, ergriff er den Säbel, gerieth nun auch in Wuth, und spaltete seinem Bruder den Kopf, welcher todt zu meinen Füßen hinstürzte.

Urtheile, Herr, wie groß mein Schmerz war," fuhr Ak=Beyas fort, in Thränen zerfließend, „als ich Resené leblos und meinen Gatten sterbend vor mir sah. Dieser hatte nur noch so viel Kraft, einige Schritte zu thun, und sank auf das Sopha nieder; er reichte mir die Hand, und sagte zu mir:

„Ak=Beyas, meine geliebte Ak=Beyas, ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben, und ich weiß nicht, durch welches geheime Gefühl ich mich getröstet fühle, daß ich nicht völlig dein Gatte geworden bin. Ich wünschte dieses Glück mit solcher Leidenschaft, daß ich die Ursache dieser Gleichgültigkeit nicht begreife. Ich erwartete mit Anbruch des Tages einen Imam, um mich förmlich mit dir zu vermählen; aber, meine geliebte Seele, jetzt ist uns seine Gegenwart sehr unnütz; flieh aus diesem grauenvollen Hause; nimm alle Edelsteine von meinem Turban und meinen Kleidern, und hier in dieser Börse sind noch zweitausend Goldstücke: vergiß, wo möglich, das Verbrechen meines treulosen Bruders, und gedenke manchmal des

zärtlichen Agibs. Ich sehe schon den Modard, *) wie er die Hand nach mir ausstreckt. Lebe wohl, meine angebetete Ak-Beyas, lebe wohl...."

Verzeih, Herr, ich kann hier meine Thränen nicht zurückhalten, welche mein geliebter Agib mit so vielem Rechte verdient: ihm verging in diesem Augenblicke die Stimme, und er übergab seine Seele den Händen des Todesengels.

Ich sank ohnmächtig über meinen Gemahl hin. Lelalû verlor, ungeachtet ihrer Wunde am Arme, nicht die Besinnung, sie brachte mich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir, und ich verband ihr den Arm mit Oel und Wein.

Sie löste alle Edelgesteine von Agibs und Resené's Kleidung ab, that sie in die Börse zu den Goldstücken, und führte mich aus diesem Hause, ungeachtet der Dunkelheit der Nacht; und nachdem wir die Thüre verschlossen hatten, nahmen wir den ersten Weg, welchen wir vor uns fanden. Der Tag begann schon zu grauen, und die Thore von Dagma wurden geöffnet: wir gingen hinein, und begegneten einer guten Frau, namens Sumana, welche Lelalû kannte, und sie bat, uns bei sich aufzunehmen. Matt und müde traten wir bei ihr ein; ich warf mich auf ein kleines

*) So heißt bei den Persern der Todesengel: er ist eins mit Asrail.

Bette, wo ich alle Leiden, welche seit dem ersten Augenblicke meiner Geburt mich niederdrückten, überdachte, und meinen Thränen und Seufzern freien Lauf ließ. Ich fiel in eine schwere Krankheit, und nur durch Lelalû's Sorgfalt konnte ich so viel Unfälle überleben.

Wir blieben in diesem Hause beinahe ein Jahr, das heißt, bis Euer Majestät ihren Sitz in dieser Stadt nahm, welche seitdem immer durch die Gegenwart ihres Herrschers geehrt worden ist.

Das Haus, wo ich wohnte, lag in dem Stadtviertel des Palastes Euer Majestät; ich beschloß daher, mich aus dem Gewühl und Geräusch zu entfernen, um so mehr, als ein hitziges Fieber mir nach einigen Tagen auch meine Lelalû entriß. Ich war untröstlich über ihren Verlust; aber Sumana gab mir so viele Beweise einer wahrhaften Zärtlichkeit, daß sie bald in meinem Herzen die Stelle ausfüllte, welche Lelalû eingenommen hatte. Diese gute Frau hatte ein Häuschen in einem Dorfe zwei Stunden von Dagma: sie schlug mir vor, dort zu wohnen, und mit Vergnügen begab ich mich dahin, und fand die Lage desselben so anmuthig, daß ich es verschönern ließ, um bequemer darin zu wohnen.

Sechshundert und zwei und zwanzigster Tag.

Da ich binnen der zwei Jahre, welche ich in diesem Dorfe verlebte, und während meines Aufenthalts in Dagma, viel Geld ausgegeben hatte, so fing es an mir zu fehlen; ich beschloß also, einige von den Edelsteinen meines Gemahls zu verkaufen, und bat Sumana, bei den Juden in Dagma umher zu gehen, und ihnen einen schönen Smaragd zu zeigen, welchen ich veräußern wollte.

Auf dem Wege nach der Stadt begegnete sie einem Kalender, welcher einen Sack auf dem Arme trug; er näherte sich ihr, es entspann sich ein Gespräch zwischen beiden, und als die Frau ihm erzählt hatte, daß sie einige Edelsteine nach Dagma zum Verkaufe trüge, versicherte er sie, daß er sich vollkommen darauf verstände, und daß er selbst Handel damit triebe.

„Du, ein Kalender," sagte Sumana zu ihm, „und ein Juwelenhändler? Ich glaubte euer ganzes Glück bestände in der höchsten Armut: es scheint aber, daß ihr ganz andere Vorstellungen von eurem Stande habt."

Der Kalender, über ihre Antwort betroffen, gestand ihr, er wäre ein Juwelenhändler; um sich vor den Räubern in Sicherheit zu setzen, nähme er eine so einfache Verkleidung an, und wenn sie ihm die

Steine zeigen wollte, welche sie zu verkaufen hätte, so würde er ihr den wahren Werth derselben sagen.

Sumana machte keine Schwierigkeit, ihm meinen Smaragd in die Hände zu geben; aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er die Farbe veränderte:

„Niemand,“ sagte er, „kann besser den Werth dieses kostbaren Steines kennen, als ich, weil ich ihn, nebst mehreren anderen, vor drei Jahren einem jungen Herrn in Ormus verkauft habe; er hat mir nur hundert Zeckienen dafür bezahlt, aber ich würde jetzo gern wieder hundert und dreißig dafür geben.“

Die Alte glaubte nichts besseres thun zu können, als ihm den Stein für diese Summe zu überlaßen, welche er baar bezahlte.

„Du siehst,“ sagte der Kalender zu ihr, „daß ich ein Mann von Wort bin; wenn du noch mehr Edelsteine hast, so kaufe ich sie dir alle ab.“

„Nicht mir gehört dieser Smaragd,“ antwortete ihm Sumana; „aber die Frau, welche ihn mir übergeben, hat noch mehrere andere, welche sie ohne Zweifel nach einander verkaufen wird.“

„So thu mir den Gefallen, und bringe mich zu ihr,“ fuhr der Kalender fort.

Sumana machte keine Schwierigkeit, ihn zu mir zu führen; er besah alle meine Juwelen, und versi-

cherte mich, er hätte dieselben an einen jungen Perser namens Agib verkauft.

Dieser Name erneuerte meinen Schmerz; ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, und der Kalender sah mich mit Verwunderung an.

„Dürfte ich, schöne Frau," sprach er zu mir, „euch um die Ursache einer solchen Betrübnis fragen?"

„Ach! mein Vater," antwortete ich ihm, indem ich meine Thränen verdoppelte, „fordert von mir keine so schmerzliche Erzählung: es genüge dir zu wissen, daß Agib mein Gemahl war, aber nur auf wenige Augenblicke, und daß ein grausames Schicksal ihn mir in demselben Augenblicke entrissen hat, als ich ihm die letzten Beweise meiner Zärtlichkeit geben wollte."

„Sein und seines Bruders Tod haben in Dagma Aufsehen gemacht," fuhr der Kalender fort; „aber man weiß nichts von den Urhebern dieses Meuchelmordes."

„Sie wurden nicht ermordet," rief ich aus; „ich bin die einzige Ursache ihres Todes."

Ich vermochte in diesem Augenblicke nicht, die Neugier des Kalenders zu befriedigen; ich wurde von Schmerz so ergriffen, daß ich ohnmächtig Sumana in die Arme sank. Als aber diese gute Frau in ein Seitengemach getreten war, um mir eine Herzstärkung zu holen, so schloß der Kalender zweimal hinter ihr

ab, steckte mich schleunig in seinen Sack, warf mich über seine Schulter, und trug mich nach einem kleinen Hause, welches nicht weit von diesem Schlosse entfernt sein muß.

Ich war sehr erstaunt, nachdem ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir gekommen war, mich an einem ganz unbekannten Orte zu finden, umgeben von vier schwarzen Sklaven und dem Kalender, welcher einen Dolch in der Hand hielt, um ihn mir ins Herz zu stoßen.

„Abscheuliche," sprach er zu mir, „erkenne in mir den unglücklichen Vater Agibs und Resené's, und bereite dich, den Tod zu erleiden, welchen du, laut deines eigenen Bekenntnisses, verdienest."

Das Leben war mir so gleichgültig, daß ich ihn nicht um Schonung desselben bat: „Ach!" sagte ich zu ihm: „nachdem ich meinen geliebten Agib verloren habe, so sterbe ich gern; aber verstatte mir wenigstens, dir zu erzählen, auf welche Weise mein Gemahl und sein Bruder umgekommen sind."

Sechshundert und drei und zwanzigster Tag.

Er that seiner Wuth noch einen Augenblick Einhalt, und befahl mir, zu reden. Ich erzählte ihm nun die Geschichte von dem Thurme, mein Liebesver-

ständnis mit Agib, meine Entführung, Resené's Trunkenheit, und auf welche grausame Weise diese unseligen beiden Brüder sich den Tod gegeben hatten.

Die Augen des Kalenders verdunkelten sich bei dieser Erzählung, und er sank nun ebenfalls seinen Sklaven in die Arme. Aber dann, als er seiner Sinne wieder mächtig war, gerieth er in die äußerste Wuth:

„Verworfene Ak-Beyas," rief er aus, „so erkenne in mir den unglücklichen Abdallah-Jussuf, der dir das Leben gegeben hat. Ich hatte dich in einen Thurm versperrt, um die Verkündigung der Gestirne abzuwenden, welche mich versichert hatten, daß du den Tod deiner Brüder und selbst deines Vaters verursachen würdest. Die Umwälzung, welche in diesem Reiche vorgegangen ist, hat mich verhindert, der Erfüllung dieses Unheils vorzubeugen: ich war genöthigt, mit Massod zu entfliehen, dessen Thron jetzt ein anderer einnimmt; ein Freund hatte es übernommen, dich in festem Verwahrsam zu halten; und deine beiden Brüder waren seiner Sorgfalt anvertraut. Ach! in dieser Verkleidung als Kalender besuchte ich sie von Zeit zu Zeit; sie versprachen alles, was man von so edelgeborenen Jünglingen erwarten darf; sie hatten dahin gearbeitet, gegen den Thronräuber" (— „verzeihe, Herr," sagte Ak-Beyas bei dieser Stelle, „wenn ich hier dieselben Worte meines Vaters wiederhole" —) „eine mächtige Partei zusammen zu bringen. Massod

sollte am zweiten Tage nach dem Tode meiner Söhne Dagma überfallen: und da bist du es, blutschänderische Tochter, die mir meinen theuern Agib und Resené ermordet. Ha! ich hätte Kalaf-Haray, ihrer Mutter, folgen sollen: wenn ich ihren weisen Rath angenommen, so hätte ich schon vor funfzehn Jahren ein solches Ungeheuer erwürgt, wie du bist, und meine geliebten Söhne würden noch leben; Massod hätte ohne Zweifel wieder den Thron bestiegen, welchen die durch einen so plötzlichen Todesfall ihrer Anführer erschreckten Verschworenen dem Mir-Bahadin ruhig überlaßen; und ich würde nicht flüchtig umherirren und gezwungen sein, durch diese schnöde Verkleidung, welche ich verabscheue, mich vor der Wuth meiner Feinde zu verbergen. Aber nicht weiter sollst du Verworfene deine Gräuel treiben, und ich will jezo die völlige Erfüllung der Weissagung Murabeks verhindern."

Nachdem er mir mit wenigen Worten seine Liebe zu meiner Mutter und alles das mitgetheilt hatte, was ich zu Anfang meiner Geschichte zu erzählen die Ehre gehabt habe, fuhr er fort:

„Dein Tod ist meine einzige Sicherheit; jedoch will ich meine Hand nicht in dein Blut tauchen: ich weiß ein anderes Mittel, die Erde von einem Ungeheuer zu reinigen, welches ich nie das Licht der Welt hätte sollen erblicken lassen."

Hierauf, Herr, ließ er mich, ohne auf meine Bitten, noch auf meine Thränen zu achten, durch seine Sklaven in einen Sack stecken, lud denselben dem Masàul, einem von ihnen, auf die Schulter, und ging mit ihm hin, mich ins Meer zu werfen: als glücklicherweise Euer Majestät sich seinem grausamen Vorhaben widersetzte. Seine Unmenschlichkeit, Herr, hat dich mit Entsetzen erfüllt: du hast ihm das Leben genommen, und es einem Wesen wiedergegeben, welches stäts die heißesten und aufrichtigsten Wünsche für die Erhaltung des deinigen thun wird. —

Dieß, Herr, ist die wahrhafte Erzählung von den Abenteuern der unglücklichen Ak-Beyas, deren einziges Glück bis dahin gewesen, daß sie nicht auch in Blutschande gefallen ist, und welche ihr ganzes übriges Leben die Gestirne anklagen muß, sie zur Erfüllung eines so grausamen Schicksals gezwungen zu haben, daß sie den Tod ihres Vaters und ihrer beiden Brüder verursachen mußte."

Sechshundert und vier und zwanzigster Tag.

Der Sultan von Ormus hatte mit gespannter Aufmerksamkeit die Geschichte der Ak-Beyas angehört; die Thränen, welche ihr im Ueberfluß entströmten, erweichten ihn vollends, und er umarmte sie mit allem Ausdruck einer innigen Liebe.

„Ach! reizende Ak=Beyas,“ sprach er zu ihr, „wie grausam haben die Verhältnisse, in denen du dich mit Agib befunden, mein Herz getroffen! Nein, obwohl er todt ist, dennoch würde deine Zärtlichkeit gegen ihn mir die heftigste Eifersucht erregt haben, wenn das Ende deiner Unfälle mich nicht belehrt hätte, daß er dein Bruder war. Ich weiß, daß die Weissagungen Mubareks fast immer in Erfüllung gegangen sind, aber ich tadle diejenigen sehr, die ihn zu befragen gehen. Das Gute und das Böse, das uns auf Erden begegnet, kömmt von unsern guten oder bösen Neigungen; und da unsere Freiheit nicht bezwungen werden kann, so haben wir mehr von unserer eigenen Bösartigkeit zu fürchten, als von dem bösen Einflusse der Gestirne. — Unsere Handlungen stehen auf der Tafel des Lichts geschrieben, warum wollen wir in die Zukunft eindringen, welche uns meistentheils nur betrüben kann? Sollen wir glücklich sein, so benimmt die Ungeduld, mit welcher wir diesen durch die Gestirne verkündigten glücklichen Augenblick zu erreichen streben, uns mehr als die Hälfte dieses Glücks; verkündigt das Schicksal uns aber etwas Unglückseliges, so trüben diese traurigen Vorstellungen alle Freuden unsers Lebens, und die Vorkehrungen, welche wir treffen, um das uns bestimmte Unglück abzuwenden, führen es gerade erst herbei: es ist selbst nicht immer Wirkung der Weissagung, sondern vielmehr Strafe der Neugier,

welche darnach forschet, oder der Leichtgläubigkeit, welche sie annimmt.

So ist es dem Abdallah=Jussuf ergangen, welchen der große Prophet durch die in ihm erregte Neugier, den Mubarek zu befragen, für alle seine Verbrechen bestrafen wollte; hätte er nicht in die Zukunft eindringen wollen, so würdest du mit Agib und Resené auferzogen sein, du hättest sie als deine Brüder gekannt; der erste, weit entfernt, eine blutschänderische Liebe für dich zu fühlen, hätte dich nur mit Ehrfurcht betrachtet; Resené hätte seinem Bruder nimmer den Besitz einer Person streitig gemacht, welche zu lieben göttliche und menschliche Gesetze ihm verboten; beide hätten einander nicht so grausam getödtet, und Abdallah=Jussuf hätte sein Ende nicht unter der Schärfe meines Schwertes gefunden.

Göttliche Ak=Beyas, laß uns nun, ich beschwöre dich, alle diese traurigen Vorstellungen entfernen, und denke fürder nur an den liebevollen König von Ormus; finde in ihm allein alle deine Freuden, und sei versichert, daß er sein einziges Glück darin setzt, dir zu gefallen und allein von dir geliebt zu sein."

Ak=Beyas gehorchte dem Sultan, sie trocknete ihre Thränen, und konnte sich nicht enthalten, mit freudigem Entzücken zu erkennen zu geben, wie sehr sie die Liebe Mir=Bahadins erwiederte.

Der König war entzückt über die Zärtlichkeit dieser schönen Jungfrau, und wollte sein Glück keinen Augenblick länger aufschieben; er ließ seinen Imam kommen, und nachdem er sich mit allen erforderlichen Feierlichkeiten mit der schönen Ak-Beyas vermählt hatte, ward er der glücklichste aller Gatten, und die reizende Sultaninn war ihr lebelang darauf bedacht, allen Wünschen seines Herzens zuvorzukommen.

Ihre Größe und Erhebung ließen sie auch Sumana nicht vergessen, welche der Kalender in dem Landhause zurückgelaßen hatte; sie ließ sie zu sich kommen, und überschüttete sie mit Gunstbezeigungen.

Und dieß ist dieselbe Sultaninn, welche die schöne Moschee zu Dagma erbaute, die man noch dort sieht, und in welcher, so lange sie lebte, sechs Derwische unaufhörlich, einer um den andern, zu dem erhabenen Propheten für ihren Vater und für ihre beiden Brüder beteten.

Geschichte der drei Buckligen.

Sechshundert und fünf und zwanzigster Tag.

Unter dem Chalyfen Vatik-Billah, *) Harun Alraschids Enkel, lebte zu Damask **) ein Greis namens Behemrillah, der mühselig seinen Unterhalt durch Anfertigung von Stahlbögen, Degen, Säbeln und Messerklingen erwarb. Von dreizehn Kindern, welche er mit seiner einzigen Frau erzeugt hatte, waren zehn in ihrem ersten Jahre gestorben; und die drei

*) Dieser Chalyf, der seinen Sitz zu Bagdad hatte, regierte nur fünf Jahre und einige Monate, und starb im J. 845.

**) Damask, in Syrien, am Fuße des Berges Libanon, vierzig Stunden von Halep, ist eine der ältesten Städte der Welt. Sie liegt an dem kleinen Flusse Barda, und treibt einen starken Handel mit Messern, Bögen und Säbeln: der Damaszener Stahl ist vor allen geschätzt, auch bei uns.

ihm übrig gebliebenen waren von so sonderbarer Gestalt, daß man sie nicht ohne Lachen ansehen konnte. Sie waren alle drei bucklig hinten und vorn, blind auf dem linken Auge, und am rechten Fuße lahm; und sie glichen sich von Gesicht, Wuchs, und auch von Kleidung, worin sie gewöhnlich etwas suchten, so vollkommen, daß selbst ihr Vater und ihre Mutter sie manchmal verwechselten.

Von diesen drei Söhnen Bemrillahs hieß der älteste Ibad, der zweite Syahuk, und der dritte Babekan; und wenn diese drei kleinen Buckligen in der Werkstatt arbeiteten, so fehlte es fast niemals, daß sie den vorüber gehenden Kindern zum Spotte dienten.

Eines Tages, als der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns, namens Murad, *) mit einigen jungen Leuten seines Alters, von einem Spaziergange zurückkam, und übermüthiger war, als gewöhnlich, stützte er sich auf die Brüstung der Werkstätte, darin die drei Buckligen arbeiteten, und verhöhnte sie so bitter, daß Babekan, der in diesem Augenblicke an einer Messerklinge arbeitete, alle Geduld verlor; er lief diesen Knaben nach, drang auf seinen Hauptfeind unter ihnen ein, und stieß ihm das Messer in den Bauch; und als er sich hierauf von dem Volke verfolgt sah,

---

*) Murad bedeutet im Arabischen Verlangen.

flüchtete er sich in seine Werkstatt, welche er sogleich hinter sich verschloß.

Da Murad gefährlich verwundet war, so umringte man das Haus Bemrillahs von allen Seiten, bis der Kadi *) käme, welchen man zu holen gegangen war. Dieser eilte mit seinen Assa's **) herbei; und nachdem die Thüre, welche man zu öffnen weigerte, auf seinen Befehl eingeschlagen war, trat er in die Werkstatt, und fragte diejenigen, welche Zeugen des Vorganges gewesen, wer von den drei Buckligen der Mörder wäre. Keiner derselben vermochte aber einen von dem andern zu unterscheiden: alle drei waren sich so gleich, daß man sie verwechselte.

Der Kadi befragte nun Ibad; dieser versicherte, er sei es nicht, der den jungen Murad verwundet habe; er könne aber auch nicht sagen, ob es Syahuk oder Babekan gewesen wäre. Syahuk behauptete dieselbe Aussage; und Babekan, der sich so außer Gefahr sah, hatte die Dreistigkeit, ebenfalls zu läugnen, daß er irgend einen Theil an dieser That hätte.

Der Kadi befand sich jetzt in großer Verlegenheit: nur einer war der schuldige, es schienen aber ihrer

*) Die Kadi's sind im ganzen Morgenlande die Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen; sie erkennen selbst über Angelegenheiten, welche die Religion betreffen.

**) Die Assa's sind eine Art Häscher, welche gewöhnlich den Kadi begleiten.

drei, und keiner bekannte sich als Urheber des Verbrechens. Er glaubte nicht besser thun zu können, als den König von Damask von einem so seltsamen Falle zu unterrichten.

Er ließ also die drei Buckligen vor den Thron des Königs führen; und dieser befahl, nachdem er sie selber befragt hatte, ohne von ihnen die Wahrheit erforschen zu können, ihnen hundert Stockschläge auf die Fußsohlen zu geben, um sie zum Geständnis zu bringen. Zuerst kam Syahuk daran, dann Ibad; aber da keiner von beiden gewiß wußte, ob Babekan der schuldige wäre, — so groß war ihre Aehnlichkeit unter einander, — so erduldeten sie die Bastonnade, ohne daß der König dadurch aufgeklärt wurde. Babekan kam nicht wohlfeileren Kaufs davon; weil er aber Richter in seiner eigenen Sache war, so hielt er es nicht für rathsam, die That einzugestehen: er betheuerte seine Unschuld. Da solchergestalt der König den wahren Urheber des Verbrechens nicht zu erforschen vermochte, und nicht zwei Unschuldige mit einem Schuldigen bestrafen wollte, so begnügte er sich, sie alle drei für immer aus Damask zu verbannen.

Ibad, Syahuk und Babekan waren gezwungen, diesem Ausspruch auf der Stelle Folge zu leisten. Sie verließen also die Stadt; und indem sie nun mit einander überlegten, welchen Entschluß sie fassen sollten, meinten Syahuk und Ibad, sie müßten sich nicht von

einander trennen. Babekan aber stellte ihnen vor, wenn sie beisammen blieben, so würden sie überall, wohin sie kämen, immer wieder denselben Uebelstand haben und den Leuten zum Gelächter dienen; wenn sie dagegen einzeln wären, so würde man weniger auf jeden von ihnen Acht geben. Diese Gründe überwogen die Meinung der beiden anderen: sie trennten sich, und jeder von ihnen dreien nahm einen verschiedenen Weg.

Sechshundert und sechs und zwanzigster Tag.

Babekan kam, nachdem er mehrere Städte von Syrien durchwandert hatte, endlich nach Bagdad,*) wo damals, wie gesagt, der Chalyf Watik-Billah, Harun Alraschids Enkel, herrschte.

Der kleine Bucklige hatte erfahren, daß in dieser Stadt ein Messerschmid von bedeutendem Ruf war; er ging zu ihm, um Arbeit zu suchen, und sagte ihm, er wäre aus Damask, und besäße ein ganz besonderes Geheimnis, den Stahl zu härten. Der Messerschmid wollte es versuchen, ob Babekan so geschickt wäre,

---

*) Am Tigris, in der Provinz Irak. Wird von Einigen für das alte Babylon gehalten, welches aber am Euphrat lag. Bagdad war lange Zeit der gewöhnliche Sitz der Chalyfen.

wie er sich rühmte; er öffnete ihm seine Werkstatt: und als er wirklich erkannte, daß der Stahl, welchen Babekan verarbeitete, nicht allein noch einmal so hart und viel schärfer war, als der in Bagdad gewöhnliche, sondern daß auch seine Arbeit viel feiner und vollkommener war, so nahm er ihn in seinen Dienst, und suchte ihn durch gute Behandlung aller Art darin zu behalten.

Seit dieser Zeit war sein Laden noch einmal so stark von Käufern besucht, als zuvor, so daß der kleine Bucklige kaum alle die Arbeit bestreiten konnte. Der Messerschmid verkaufte seine Säbel und Bögen so theuer er wollte; und wäre er nicht ein Trunkenbold und Verschwender gewesen, so hätte er ein ansehnliches Vermögen erworben.

Es waren noch nicht voll zwei Jahre, daß Babekan sich in Bagdad aufhielt, da ward sein Meister, in Folge einer starken Ausschweifung, gefährlich krank. Seine Gesundheit war durch den Wein, den Brandwein und die Weiber dermaßen erschöpft, daß alle Bemühungen seiner Frau und Babekans ihm nicht das Leben fristen konnten: er starb in ihren Armen.

Obwohl Nohoud, — so hieß die Frau des Messerschmids, — keineswegs hübsch war, so hatte sich Babekan doch schon lange in sie verliebt; und da der Tod des Meisters eine günstige Gelegenheit darbot, seiner Wittwe die Neigung zu erklären, welche er für

sie hegte, so stand er nicht an, ihr seine Empfindungen bekannt zu machen. Sie war darüber nicht sehr erschrocken; denn, außerdem daß sie während seines Aufenthalts bei ihr sich an seine auffallende Gestalt gewöhnt hatte, so bedachte sie noch, daß, wenn Babekan sie verließe, ihr Laden nicht mehr denselben Ruf behalten, und der geringe Gewinn, welchen sie mit ihrem Manne erworben hatte, bald zerronnen sein würde. Diese Gründe bewogen sie, als eine Frau von gesundem Verstande, daß sie Babekan zusagte, ihn zu heiraten, sobald es der Wohlstand zuließe. Sie that es auch wirklich einige Monate darnach; und Babekan begnügte sich nun nicht mit seinem Gewerbe als Messerschmid, in welchem er in kurzer Zeit ansehnlichen Gewinn machte, sondern legte sich auch auf den Handel mit Dattel-Brandwein, wovon er sehr großen Absatz hatte.

Die Verbindungen, in welchen so dieser kleine Bucklige mit mehreren Städten des Morgenlandes stand, kamen auch zu den Ohren seiner beiden Brüder, welche, nachdem sie fünf Jahre lang im äußersten Elende gelebt, sich endlich in Derbent *) wiedergefunden hatten. Hier vernahmen sie mit Freuden Babekans Niederlaßung; und ohne zu zweifeln, daß

*) Derbent ist eine Stadt der Persischen Provinz Servan, am Fuße des Kaukasus.

er ihnen in ihrer Armut helfen würde, faßten sie den Entschluß, zusammen nach Bagdad zu gehen. Kaum waren sie hier angekommen, so ließen sie ihn durch eine arme Frau, welche sie aus Mitleid bei sich aufgenommen hatte, zu sich holen.

Babekan war beim Anblicke seiner Brüder äußerst betroffen: „Erinnert ihr euch nicht mehr daran,“ sprach er zu ihnen in heftigem Zorne, „was uns zu Damask widerfahren ist? wollt ihr mich auch zum Gelächter dieser ganzen Stadt machen? Ich schwöre es euch bei meinem Haupte, ich will euch, einen wie den andern, zu Tode prügeln laßen, wenn ihr euch erdreistet, meinem Hause zu nahen, und nicht unverzüglich Bagdad verlaßet.“

Ibad und sein Bruder waren über eine so unerwartete Aufnahme bestürzt; vergeblich stellten sie ihrem Bruder ihr Elend vor, und demüthigten sich vor ihm: er ließ sich nicht erweichen; und alles was sie von ihm erlangen konnten, waren zehn oder zwölf Goldstücke, damit sie im Stande wären, in irgend einer anderen Stadt ein Unterkommen zu suchen.

Als Babekan wieder nach Hause kam, bemerkte seine Frau seine Gemüthsbewegung auf seinem Gesichte; sie fragte ihn freundlich nach der Ursache derselben, und vernahm, daß sie von der Ankunft seiner beiden Brüder herrührte, und daß er, aus Furcht, zu Bagdad dieselben Spöttereien auszustehen, wie zu

Damask, ihnen sein Haus verboten und sie genöthigt hatte, die Stadt zu verlaßen.

Nohoûd stellte ihm vergeblich die Härte seines Verfahrens vor, der Zorn ihres Mannes verdoppelte sich bei ihren Fürbitten.

„Ich sehe wohl,“ sprach er zu ihr, „daß du nicht übel Lust hättest, sie hier aufzunehmen, während der Reise, welche ich nach Balsora *) machen muß: aber du sollst wissen, wenn das geschähe, so würde es dein Leben kosten. Ich sage dir nicht mehr darüber: hüte dich nur, mir ungehorsam zu sein.“

Babekans Frau kannte zu wohl das heftige Gemüth ihres Mannes, um ihm zu widersprechen; sie hatte schon oft genug erfahren, wie schwer seine Hand war. Sie versprach ihm, allen seinen Befehlen aufs genauste nachzuleben. Aber diese Versprechungen machten Babekan nicht ruhiger; er brachte fast die ganze Nacht schlaflos hin, und begab sich am folgenden Morgen mit Tages Anbruche zu der Frau, welche seine Brüder beherbergt hatte, und vernahm mit gro-

*) Balsora oder Bassora ist die Hauptstadt des ebenso genannten Königreichs, am Eingange des Wüsten Arabiens und an der Gränze der Provinz Irak. Man kann binnen vierzehn Tagen von Bagdad nach Balsora hin und zurück reisen.

ßer Freude, daß sie so eben Bagdad verlaßen hätten, in der Absicht, nie wieder zurück zu kommen.

Sechshundert und sieben und zwanzigster Tag.

Ibad und Syahuk waren auch wirklich abgereiset, mit dem Vorsatze, anderswo ihr Glück zu suchen: aber zwei Tagereisen von Bagdad ward der letzte krank, und da beide dadurch genöthigt wurden, beinahe drei Wochen dort zu bleiben, so war ihr Reisegeld bald verzehrt. Sie sahen sich bald wieder in ihrem vorigen Elende; und da sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, so faßten sie den Entschluß, nach Bagdad zurück zu kehren. Sie kamen also wieder zu ihrer vorigen Wirthinn, und baten sie, noch einmal zu ihrem Bruder zu gehen und zu versuchen, ihn zu bewegen, daß er sie bei sich aufnähme, oder wenigstens wieder einiges Geld von ihm zu erlangen, das zu ihren Reisekosten dienen könnte.

Die Frau konnte ihnen diesen Dienst nicht versagen; sie ging zu Babekan, und als sie in seinem Laden vernahm, daß er schon vor zwölf Tagen nach Balsora gereiset wäre, um mehrere Waarenballen dort abzuholen, so kam sie eilig zurück, und brachte diese Nachricht ihren Gästen, welche in einer so bedrängten Lage waren, daß sie keinen Augenblick anstanden, sel-

ber hinzugehen, um die Hülfe ihrer Schwägerinn anzuflehen.

Nohoûd konnte sie nicht verkennen: sie waren in allen Stücken Babekan so ähnlich, daß jedermann einen von ihnen für den andern genommen hätte. Aber wie sehr ihr Mann es ihr verboten hatte, ihnen Eingang bei ihr zu verstatten, so wurde sie jedoch von ihrem Elend und ihren Thränen gerührt: sie nahm sie auf, und ließ ihnen zu essen bringen.

Es war schon Mitternacht, und kaum hatten Ibad und Syahuk ihren ersten Hunger gestillt, als sehr stark an die Hausthüre gepocht wurde. Die Stimme Babekans, der erst drei Tage später heim kommen sollte, war ein Donnerschlag für seine Frau und für seine Brüder: sie waren bleicher, als der Tod; und Nohoûd, die nicht wußte, wie sie dieselben dem Zorn ihres Mannes entziehen sollte, kam auf den Einfall, sie in einem kleinen Keller hinter fünf oder sechs kleine Brandweinfässer zu verstecken.

Babekan ward unduldig vor der Thüre, er verdoppelte seine Schläge; man öffnete ihm endlich, und im Argwohne, daß seine Frau einen Liebhaber bei sich verborgen hätte, nahm er einen Stock und prügelte sie derbe durch. Hierauf trieb ihn seine Eifersucht, das ganze Haus zu durchzusuchen; er that es mit großer Emsigkeit, ohne daß er jedoch daran dachte, hinter die Brandweintonnen zu schauen, obwohl er auch in den

Keller gekommen war. Endlich, da er nichts entdeckt hatte, beruhigte der boshafte Bucklige sich ein wenig; er verschloß alle Thüren, deren Schlüssel er sämmtlich, nach seiner Gewohnheit, an sich nahm, und legte sich mit Nohoûd zu Bette. Am folgenden Tage verließ er das Haus nicht, bis zur Stunde des Abendgebets; da sagte er zu seiner Frau, er ginge bei einem seiner Freunde zum Abendessen.

Er war nicht so bald aus dem Hause, so lief Nohoûd schleunig in den Keller hinab: sie gerieth aber in die größte Bestürzung, als sie Ibad und Syahuk leblos darin liegen fand. Ihre Verlegenheit wuchs, da sie nicht wußte, was sie mit diesen beiden Leichnamen anfangen sollte. Jedoch faßte sie auf der Stelle ihren Entschluß: sie verschloß ihren Laden, und lief nach der Brücke zu einem Lastträger aus Sivri-Hissard,*) der als ein junger Einfaltspinsel bekannt war; sie erzählte ihm, daß ein kleiner Buckliger, der in ihren Laden gekommen, um etliche Messer zu kaufen, plötzlich dort gestorben wäre, und weil sie fürchtete, deshalb in Ungelegenheit zu kommen, so verspräche sie ihm vier Zeckienen, wenn er mit ihr kommen, jenen in einen Sack stecken, und ihn dann in den Tigris werfen wollte.

---

*) Sivri-Hissard heißt eine kleine Stadt in Natolien, deren Einwohner in dem Rufe großer Einfalt stehen.

Der Lastträger nahm ihr Erbieten an, und nachdem Nohoud ihn in ihr Haus geführt hatte, gab sie ihm zum Handgelde zwei Zeckienen, und ließ ihn trinken, bis es Nacht ward; dann ließ sie ihn den einen Buckligen in seinen Sack stecken, lud ihm denselben auf den Rücken, und versprach ihm die beiden andern Zeckienen, sobald sie gewiß wäre, daß er seinen Dienst ausgerichtet hätte.

Der Lastträger, mit dem Buckligen auf der Schulter, begab sich auf die Brücke, öffnete seinen Sack, und warf seine Last in den Strom. Dann kehrte er sogleich zu Nohoud zurück, und sagte lächelnd zu ihr:

„Der ist abgethan, der gute Freund dient schon den Fischen zum Fraße: gebet mir nun die versprochenen zwei Zeckienen.“

Nohoud trat hierauf in den Hintergrund ihres Ladens, unter dem Vorwande, das Geld zu holen: aber plötzlich stürzte sie mit einem lauten Schrei wieder hervor, und stellte sich, als wenn sie in Ohnmacht sänke. Der erstaunte Lastträger fing sie in seinen Armen auf, und nachdem er sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gebracht hatte, fragte er sie nach der Ursache ihres Schrecks.

„Ach!“ antwortete ihm die Listige, die ihre Rolle vollkommen spielte, „tritt nur in dieses Gemach, und du wirst alsbald die Ursache davon erkennen.“

Sechshundert und acht und zwanzigster Tag.

Der Lastträger trat hinein, und stand unbeweglich, als er beim schwachen Schimmer einer Lampe denselben Leichnam wieder erblickte, welchen er schon in den Tigris geworfen zu haben wähnte; je mehr er ihn betrachtete, je höher stieg seine Verwunderung.

„Ich habe sicher und gewiß,“ sagte er zu Nohoûd, „diesen unseligen Buckligen von der Brücke hinab gestürzt: wie kömmt er denn nun wieder hieher? Das kann nicht ohne Hexerei zugehen. Aber gleichviel,“ fuhr er fort: „laß sehen, ob er noch einmal wiederkömmt.“

Hierauf steckte er den zweiten Buckligen in denselben Sack, trug ihn auf die Brücke, und nachdem er die tiefste Stelle des Tigris ausgesucht hatte, öffnete er seinen Sack und stürzte den armen Syahuk hinunter.

Er ging sodann voller Freuden wieder zu Nohoûd, und zweifelte nicht, daß der Bucklige in den Strom versenkt wäre, als er beim Umbiegen um eine Straßenecke einen Mann auf sich zukommen sah, der eine Art von Laterne in der Hand trug: und er dachte vor Schrecken des Todes zu sein, als er den Babekan erblickte, der etwas angetrunken heim ging. Er folgte ihm jedoch einige Schritte, und als er ihn den Weg nach dem Hause nehmen sah, wo er schon zwei Bucklige abgeholt hatte, packte er ihn ungestüm bei dem Kragen, und sagte zu ihm:

„Ho ho, Gevatter! ihr denkt wohl, mich die ganze Nacht hindurch so zu foppen! schon zweimal habt ihr mich zum besten gehabt: aber es müßte ein großes Unglück sein, wenn ihr mir auch noch zum drittenmal entwischtet.“

Hiemit warf er ihm seinen Sack über den Kopf, und da er stark war, so steckte er den Buckligen, trotz seinem Sträuben hinein, band ihn mit einem dicken Stricke zu, lief gerade auf die Brücke, und warf den Buckligen sammt dem Sacke hinab. Hierauf wanderte er eine ganze Weile in der Gegend dieser Stelle auf und ab, um zu sehen, ob der Bucklige nicht etwa noch einmal wieder käme, um ihn um seinen verdienten Lohn zu prellen. Da er aber nichts vernahm, so ging er endlich wieder zu der Messerschmidsfrau, und begehrte nun die ihm noch versprochenen beiden Zeckienen.

„Fürchte nicht,“ sprach er beim Hereintreten zu ihr, „daß er nochmal wiederkomme: der Spaßvogel wollte sich abermals auf meine Kosten lustig machen und stellte sich nur todt, um mich bis an den Tag so auf den Beinen zu halten: aber ich habe ihn dießmal so gut gefaßt, daß du nicht fürchten darfst, er werde jemals wieder in dein Haus kommen.“

Nohoûd war verwundert über diese Rede, und bat den Lastträger um nähere Erklärung.

„Ich hatte,“ antwortete dieser, „den boshaften Buckligen schon zum zweitenmal in den Tigris gewor-

fen, als ich auf dem Wege hieher, um mir meinen Lohn abzuholen, fünf oder sechs Straßen weit von hier, ihn abermals mit einer Laterne in der Hand erblickte: er stellte sich betrunken und sang; ich aber gerieth in einen solchen Zorn, daß ich sogleich über ihn her stürzte, ihn, troz seinem Widerstande, in meinen Sack steckte, welchen ich mit einem dicken Stricke zuband, und so warf ich ihn dann in den Tigris, aus welchem er, wie ich glaube, nimmer wieder zum Vorschein kommen kann, wenn er nicht der Deddschal *) selber ist."

Babekans Frau war durch diese Neuigkeit aufs höchste überrascht. „Wehe! Unglückseliger," sprach sie zu ihm, „was hast du gethan! du hast jetzt eben meinen Mann ersäuft, und verlangst nun noch, daß ich dich für diesen Mord belohne? Nein, nein, ich will seinen Tod rächen, und gehe stehendes Fußes hin zum Kadi, es ihm zu klagen."

Der Lastträger war eben nicht verwundert über diese Drohungen; er wähnte, Nohoud thäte nur so, um sich davon loszumachen, ihm den versprochenen Lohn zu bezahlen. „Scherz beiseite!" sprach er zu ihr: „gib mir die zwei Zeckienen, welche ich redlich verdient habe: schon all zu lange diene ich dir zum Spielwerk, es ist Zeit, daß ich heim gehe."

---

*) Der Deddschal ist der Antichrist der Mohamedaner.

Als die Frau ihm die Bezahlung dennoch verweigerte, fuhr er im heftigsten Zorne fort: „Ich schwöre bei meinem Haupte, wenn ich nicht auf der Stelle die zwei Zeckienen bekomme, so will ich dich alsbald dem Buckligen Gesellschaft leisten laßen. Ja, ja, ich sehe wohl," fügte er hinzu, „daß man mir meine Bezahlung noch streitig macht; aber ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe: ich will auf der Stelle bezahlt sein, oder ich will dir übel mitspielen."

Je mehr der Lastträger in sie drang, je lauter ließ Nohoûd die Nachbarschaft von ihrem Geschrei erschallen. Er war endlich ihrer Weigerungen müde, ergriff sie bei den Haaren, schleppte sie auf die Straße hinaus, und ging mit ihr fort, um sie auch in den Tigris zu werfen, als einige Nachbaren ihr zur Hülfe herbei liefen.

Sechshundert und neun und zwanzigster Tag.

Der Lastträger gerieth in Furcht, und entfloh, sehr misvergnügt, daß er, wie er wähnte, von dieser Frau so geprellt worden, und nahm seinen Weg über die Brücke, um nach Hause zu gehen: da begegneten ihm drei Männer, die, so viel man in der Dunkelheit unterscheiden konnte, jeder eine Last über den Schul-

tern trugen. Der Vorangehende hielt ihn beim Arme an, und fragte ihn: „Wo willst du so spät noch hin?"

„Was geht's dich an?" erwiederte der Lastträger verdrießlich, „ich gehe, wohin es mir beliebt."

„Du irrest dich sehr:" versetzte dieser Mann: „du wirst hin gehen, wohin es mir gefällt; nimm dieses Pack, welches ich auf dem Kopfe trage, und geh damit vor mir her."

Der Lastträger, stutzig über diese Reden, wollte noch widerstehen: als aber derselbe Mann ihm einen vier Finger breiten Säbel in die Augen blitzen ließ, und ihm den Kopf abzuhauen drohte, wenn er noch zauderte zu gehorchen, so war er gezwungen, die Last auf sich zu nehmen, und mit den beiden anderen Trägern zu gehen, deren einer ihm ein Sklave und der andere ein Fischer schien.

Sie waren noch nicht zehn Straßen weit gegangen, als sie an eine kleine Thüre gelangten, welche ihnen augenblicklich von einer alten Frau geöffnet wurde; sie gingen durch einen sehr dunklen Baumgang, und kamen endlich in einen prächtigen Saal. Aber wie groß war das Erstaunen des Lastträgers, als er bei dem Scheine von mehr als vierzig Wachskerzen, womit der Saal erleuchtet war, die drei Buckligen erblickte, welche er eben erst in den Tigris geworfen hatte, und von denen zwei der Sklave und der Fischer auf den Rücken trugen, und er selber den dritten auf

dem Kopfe getragen hatte. Er wurde von so heftigem Schrecken ergriffen, daß er am ganzen Leibe anfing zu zittern. Er bildete sich nun noch fester ein, als zuvor, daß ein so außerordentliches Ereignis nicht ohne Hexerei zugehen könnte; als er sich aber ein wenig erholt hatte, rief er mit einem höchst possierlichen Tone der Stimme aus:

„Zum Teufel mit dem verfluchten Buckligen! Ich glaube, ich soll die ganze Nacht nichts anders thun, als ihn ins Wasser werfen, ohne sein los werden zu können. Der Spitzbube ist so boshaft gewesen und schon zweimal wieder gekommen, um mich zu verhindern, die zwei Zeckienen zu erhalten, welche die Messerschmidsfrau mir versprochen hat: und nun finde ich ihn hier abermals, in Gesellschaft von zwei andern, die kein Haar besser sind, als er. Aber, Herr," fuhr er fort, indem er sich zu demjenigen wandte, welcher der Herr dieses Hauses zu sein schien, „ich bitte euch, leihet mir euern Säbel auf einen Augenblick, ich will nur jedem von ihnen den Kopf abhauen, und sie dann alle drei in den Tigris werfen, um zu sehen, ob sie nochmals wieder kommen werden. Der Teufel treibt heute sein Spiel mit mir so, daß ich versichert bin, er bringt sie abermals zu der Messerschmidsfrau oder zu mir."

Ueber diese Worte des Lastträgers gerieth der Chalyf Vatik-Billah in das größte Erstaunen: — denn er selber war es, der, nach dem Beispiele seines Großvaters Harun Alraschid, sehr oft des Nachts die Stra=

ßen von Bagdad durchwanderte, um zu sehen, was vorginge, und selber zu erfahren, ob man mit seiner Regierung zufrieden wäre. Er war diese Nacht, als Kaufmann verkleidet, mit seinem ersten Vesyr ausgegangen, und einem Fischer begegnet, welchen er fragte, wo er hin ginge.

„Ich gehe," antwortete dieser Mann, „meine Netze heraus zu ziehen, welche seit gestern Abend im Tigris liegen."

„Und was willst du mit deinem Fange machen?" fuhr der Chalyf fort.

„Ich will ihn morgen," antwortete jener, „auf dem Markte von Bagdad verkaufen, um meine Frau und drei Kinder zu ernähren."

„Willst du einen Handel mit mir eingehen über das, was du schon in deinen Netzen haben magst, und über die beiden nächsten Züge, nachdem du sie wieder ausgeworfen hast?" fragte Vatik-Billah.

„Sehr gern," antwortete der Fischer.

„Wohlan" fuhr der Chalyf fort, „hier sind zehn Goldstücke für den ersten Fang, und ich gebe dir eben so viel für jeden der beiden folgenden: bist du zufrieden?"

Der Fischer war erstaunt über eine solche Großmuth: er wußte nicht, ob es ein Traum wäre; aber die Zeckienen in seiner Tasche fühlend, antwortete er mit Entzücken:

„Herr, wenn ich für jeden Zug mit meinen Netzen so viel empfinge, so würde ich bald reicher und mächtiger sein, als der erhabene Beherrscher der Gläubigen.“

Der Chalyf lächelte über diese Vergleichung. Er ging mit dem Fischer ans Ufer des Tigris, stieg in sein Boot, und indem er mit seinem Vesyr ihm dreimal die Netze herausziehen half, war er nicht wenig erstaunt, als er, anstatt der Fische, darin die zwei kleinen Buckligen von Damask, und einen Sack fand, in welchem der dritte stak.

Ein so überraschendes Abenteuer setzte ihn in Verwunderung: „da nun dieser Fang mir gehört,“ sprach er zu dem nicht weniger verwunderten Fischer, „so will ich ihn auch mit nach Hause nehmen; aber du mußt uns dabei die Hand reichen.“

Der Fischer hatte schon zu starke Beweise von der Großmuth des Chalyfen in Händen, um Schwierigkeit zu machen, ihm zu gehorchen. Der Vesyr und er nahmen, einer den Ibad, der andere den Syahuk, bei den Füßen und warfen sie sich über die Schultern; der Chalyf selber belud sich mit dem Sacke, worin Babekan war, und so gingen sie nach dem Palast zurück, als sie dem Lastträger begegneten, welcher kurz zuvor erst die drei Buckligen in den Tigris geworfen hatte.

Da Vatik-Billah ganz durchnäßt war von dem Wasser, welches aus dem Sacke hervor drang, so hielt er den Lastträger an, und nachdem er ihn gezwungen, seine Bürde zu übernehmen, hatte er ihn nach einem Hause geführt, welches mit seinem Palast in Verbindung stand. Und hier war es nun, wo der Lastträger durch seine Worte über die drei Buckligen die Neugier des Chalyfen noch mehr erregte, und dieser ihm befahl, sich über ein so seltsames Abenteuer näher zu erklären.

Sechshundert und dreißigster Tag.

„Herr," sagte hierauf der Lastträger, „die Aufklärung, welche du von mir verlangst, ist nicht so leicht, als man wohl glauben sollte; je mehr ich darüber nachdenke, je weniger entdecke ich die Wahrheit in diesem Abenteuer. Auf gut Glück will ich dir aber erzählen, wie ich glaube, daß die Sache zugegangen ist. Kennst du, Herr," hub hierauf der Lastträger an, „die Frau des Messerschmids, der an der Ecke der Juwelierstraße wohnt?"

„Nein," erwiederte der Chalyf.

„Du verlierst auch nichts dabei," fuhr der Lastträger fort: „das ist das boshafteste Thier in ganz Bagdad: wahrhaftig, ich gäbe die zwei Zeckienen, die

ich habe, für die Erlaubnis hin, ihr nur nach meinem Willen sechs oder sieben Nasenstüber zu geben, für die Mühe, welche diese Hexe mir diese Nacht gemacht hat; obwohl ich sehr arm bin, doch wollte ich zufrieden schlafen gehen. Dieses Messerschmidsweib also... Aber wahrlich, weil du sie nicht kennst, so will ich dir ihr Bildnis entwerfen. Denke dir, Herr, ein langes hageres Weib, deren Gesichtsfarbe so schwarz ist, wie eine geräucherte Ochsenzunge; sie hat fast gar keine Stirn, ihre Augen liegen so tief im Kopfe, daß man eine Brille haben muß, um sie zü sehen; ihre Nase hat eine so große Zuneigung zu ihrem Kinne, daß beide sich beständig küssen; und ihr Maul, das einen Schwefelgeruch ausdampft, ist so groß, daß es dem Rachen eines Krokodils nicht unähnlich ist: alles dieß, bildet das nicht ein liebliches Wesen?"

„Sicherlich," antwortete der Chalyf, der, zwar ungeduldig, die Geschichte der drei Buckligen zu wissen, doch über die naive Schilderung des Lastträgers fast vor Lachen erstickte. „Du bist ein so vortrefflicher Maler, daß ich diese Messerschmidsfrau leibhaftig vor mir zu sehen wähne, und ich darauf wetten würde, sie unter Tausenden zu erkennen."

„Gut also," fuhr der Lastträger fort, „da du sie nun kennst, als wenn du sie schon gesehen hättest, so denke dir dieses liebenswürdige Weib noch mit einem Schleier behangen, der alle ihre Vollkommenheiten ver-

hüllt: so angethan kömmt sie in der Abenddämmerung zu mir an die Brücke, wo ich mit fünf oder sechs meiner Genossen stehe, und verspricht mir ins Ohr vier Zeckienen, wenn ich ihr folgen wolle. Der Reiz des Gewinnes verführt mich, ich eile mit ihr nach ihrem Hause, trete hinein, und sie legt ihren Schleier ab: bei ihrem Anblick ergreift mich ein Schauder, sie bemerkt es ohne Zweifel, und um mich zu beruhigen, beginnt sie damit, mir eine große Flasche voll Wein vorzusetzen. Ich gestehe dir, Herr, er war vortrefflich, und ohne mich zu bekümmern, wo er her wäre, leerte ich die Flasche aus; ich trank ihn gleichwohl nur mit Zittern: ich fürchtete, sie wollte mich berauschen, um mich alsdann zu verführen, daß ich die Nacht mit ihr zubrächte; und das war nicht ohne Grund, wie ich mir einbildete, denn sie machte mir Liebkosungen genug, um mich in diesem Glauben zu bestärken. Nach dem Weine setzte sie eine große Flasche voll Dattel-Brandwein auf den Tisch, schenkte mir liebkosend ein großes Glas davon ein, welches ich ohne Umstände verschluckte; und hierauf machte sie mir den Antrag... Aber warte, Herr, ich glaube wahrhaftig, daß ich zwei Gläser davon trank."

„Ei so trink ihrer sieben," unterbrach ihn der Chalyf, „und beendige, wenn du kannst, deine Geschichte."

„Ho, ho, wie du ins Zeug hinein gehst, Herr! der Brandwein trinkt sich nicht so geschwinde: er steigt

in den Kopf; ich bin schon halb berauscht, nachdem ich nur zwei Gläser davon getrunken habe: und du willst gar, daß ich, nach all dem Weine, welchen ich schon im Leibe habe, auch noch eine Flasche Brandwein austrinken soll. Nein, Herr, das werde ich nicht thun, und wenn selbst der erhabene Beherrscher der Gläubigen mich auf den Knien darum bäte. — Aber laß uns wieder auf unsere Rede kommen: als das Messerschmidsweib mich gehörig vorbereitet sieht, giebt sie mir zu verstehen, daß ein kleiner Buckliger, der in ihren Laden gekommen, um einige Schmiedearbeit zu kaufen, plötzlich darin gestorben sei, und sie nun fürchte angeklagt zu werden, daß sie ihn getödtet habe. Sie wollte mir die versprochenen vier Zeckienen geben, wenn ich ihn nach dem Tigris trüge und hinein würfe. Ich hatte nicht so viel getrunken, um mich der Belohnung nicht zu versichern; ich forderte zwei Zeckienen als Handgeld, und sie gab sie mir: hierauf steckte ich den Buckligen in einen Sack, vollzog ihren Auftrag, und kam, mir die übrige Hälfte meiner Belohnung zu holen, als sie mir dort den nämlichen Buckligen zeigte. Du kannst dir denken, Herr, wie groß meine Ueberraschung war: ich stecke ihn wieder in den Sack, trage ihn zum zweitenmal auf die Brücke, suche die reißendste Stelle des Stromes aus, stürze ihn hinab, und gehe wieder zu dem Messerschmidsweibe, als ich den

verwünschten Buckligen abermals erblicke, mit einer Laterne in der Hand und sich berauscht stellend: ich aber, so vieler Foppereien müde, packe ihn ungestüm beim Kragen, stecke ihn, wie sehr er sich sträubte, in meinen Sack, den ich fest zuband, und warf ihn so zum drittenmal in den Tigris, versichert, daß der Sack, worin er stak, ihn verhindern würde, zum drittenmal wieder zu kommen. So gehe ich wieder zu dem Weibe, und erzähle ihr, wie ich den Buckligen nochmals lebendig angetroffen, und auf welche Weise ich mich seiner entledigt habe: aber anstatt mir die zwei Zeckienen zu geben, welche ich von ihr erwartete, stellt sie sich, als wenn sie sich vor Verzweiflung die Haare ausraufte, und drohte mir mit dem Kadi, weil ich ihren Mann ersäuft hätte. Ich spottete ihrer Thränen, wollte bezahlt sein, und machte Lärmen: die Nachbaren kamen auf ihr Geschrei herbei, ich flüchtete mich, und ging ganz traurig heim, als ich dir begegnete, Herr, und du mich zwangest, diesen Sack auf den Kopf zu nehmen und hieher zu tragen.

Sechshundert und ein und dreißigster Tag.

Du kannst nunmehr, Herr," fuhr der Lastträger fort, „leichtlich meinen Schreck ermessen, als ich mich bei meiner Ankunft hier wieder mit demselben Buckli-

gen beladen sehe, welchen ich schon dreimal in den Tigris geworfen habe, ja, noch zwei andere Bucklige sehe, welche ihm so völlig gleichen, daß man sie nur an den Kleidern unterscheiden kann."

Obgleich der Chalyf diesem Abenteuer noch nicht auf den Grund schauen konnte, so gewährte die Erzählung des Lastträgers ihm jedoch großes Vergnügen.

Als er hierauf die drei Buckligen näher betrachtete, glaubte er in ihnen noch einige Zeichen des Lebens zu spüren, und befahl, schleunig einen Arzt herbei zu holen. Dieser kam sogleich, und da er bemerkte, daß Ibad und Syahuk unter dem Wasser, das sie verschluckt hatten, auch eine große Menge Brandwein auswarfen, so vermuthete er, wie es die Wahrheit war, daß nur ihre Betrunkenheit sie für todt halten ließ; den Babekan hatte die Beraubung der Luft beinahe erstickt; aber sobald er wieder den Kopf aus dem Sacke hatte, kam er auch allmählich wieder zu sich: dergestalt, daß nach Verlauf einer halben Stunde seine Brüder und er sich außer Gefahr befanden.

Niemals ist jemand so erstaunt gewesen, wie Babekan hier bei dem Anblicke seiner Brüder, die auf dem Sofa neben ihm lagen: er riß die Augen weit auf, und weil er nicht begreifen konnte, wie er sich mit ihnen an einem unbekannten Orte befände, so ließ er sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, entkleiden, während man dasselbe mit Ibad und Syahuk vornahm.

Der Chalyf ließ nun die drei Buckligen in drei verschiedene Zimmer tragen, sie ins Bette legen, und die Zimmer verschließen. Er entließ sodann den Fischer, befahl aber dem Vesyr, den Lastträger zurückzuhalten und ihn auf alle Weise gut zu behandeln, in der Absicht, sich auf Kosten der drei Buckligen und der Messerschmidsfrau, welche er mit Anbruche des Tages verhaften ließ, eine Kurzweil zu bereiten.

Um den Spaß vollständig zu machen, ließ der Chalyf noch während der Nacht zwei Kleider anfertigen, welche den Kleidern ganz ähnlich waren, die Babekan trug, als ihn der Lastträger in den Tigris warf. Damit ließ er Ibad und Syahuk bekleiden, deren Rausch nun gänzlich verflogen war. Als sie so alle drei ganz gleich gekleidet waren, ließ er sie hinter die Vorhänge von drei Thüren stellen, welche in einen prächtigen Saal des Palasts führten, mit dem Befehl, sie erscheinen zu laßen, sobald er ein gewisses Zeichen gäbe.

Der Vesyr, der mit dem Lastträger und einigen von der Wache in aller Frühe hingegangen war und die Messerschmidsfrau verhaftet hatte, ließ sie in den Saal führen, wo der Chalyf schon auf seinem Throne saß.

Der Chalyf befragte sie über das, was zwischen ihr und dem Lastträger vorgegangen wäre. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war, ohne sich von

der Wahrheit zu entfernen, und bezeugte ihm ihr Leid über den Verlust ihres Mannes.

„Aber," sagte der Chalyf zu ihr, „ist das nicht eine zum Scherz erdichtete Geschichte, welche du mir da erzählst? wie ist es möglich, daß diese Buckligen sich so ähnlich sind, daß der Lastträger sich getäuscht hat?"

„Ach, Herr," antwortete Nohoûd, „er war halb betrunken, als ich ihm diesen Auftrag gab; und überdieß waren mein Mann und seine Brüder allerdings einander so ähnlich, daß, wenn sie alle drei auch noch gleich gekleidet gewesen wären, vielleicht ich selber sie nicht hätte unterscheiden können."

„Das wäre doch sehr spaßhaft," sagte hierauf der Chalyf, indem er in die Hände klatschte; „und ich möchte wohl Zeuge einer solchen Erkennung sein."

Dieß war das von Vatik-Billah bestimmte Zeichen, die drei Buckligen erscheinen zu laßen: in demselben Augenblick wurden die Thürvorhänge aufgehoben, und die Messerschmidsfrau dachte bei diesem Anblicke vor Schrecken zu vergehen.

Sechshundert und zwei und dreißigster Tag.

„O Himmel," rief sie aus, „welches Wunder zeigt sich hier! seit wann sieht man die Todten wieder auf-

erstehen? Ist es keine Täuschung, Herr, und darf ich meinen Augen trauen?"

„Du täuschest dich nicht," erwiederte Vatik-Billah; „einer von diesen drei Buckligen ist dein Mann, und die beiden andern sind seine Brüder: es ist nun an dir, denjenigen zu erkennen, welcher dir angehört. Betrachte sie wohl, alle drei; aber ich verbiete ihnen bei Lebensstrafe, zu reden oder irgend ein Zeichen zu geben."

Die Messerschmidsfrau, im höchsten Erstaunen, betrachtete sie einen nach dem andern: sie konnte aber ihren Mann schlechterdings nicht herausfinden. Der Chalyf, der sie jetzo selber nicht mehr unterscheiden konnte, befahl nun demjenigen unter den dreien, der Babekan wäre, seine Frau zu umarmen, und ward höchst überrascht, als er hierauf die drei Buckligen zu gleicher Zeit der Frau an den Hals springen sah, und jeder von ihnen versicherte, er wäre ihr Mann.

Ibad und Syahuk wußten wohl, daß sie sich in der Gegenwart des erhabenen Beherrschers der Gläubigen befanden; aber wie groß auch ihre Ehrfurcht vor ihm war, doch glaubten sie sich nicht besser an Babekan rächen zu können, als wenn sie sich jetzo für ihn ausgäben, und dieser mochte noch so sehr in Zorn gerathen, seine beiden Brüder blieben dabei, ihn um seinen Namen zu bringen.

Der Chalyf konnte sich nicht enthalten, über diesen possierlichen Wettstreit der drei Buckligen zu lachen; nachdem er aber wieder seine ernste Miene angenommen hatte, sprach er zu ihnen:

„Ihr würdet euch vielleicht nicht so sehr beeifern, alle drei Babekan sein zu wollen, wenn ihr wüßtet, daß ich ihn nur erkennen will, um ihm tausend Stockprügel geben zu laßen, für seine Härte gegen seine Brüder, und dafür, daß er seiner Frau verboten hat, sie in seiner Abwesenheit aufzunehmen."

Batik-Billah sprach diese Worte mit einem scheinbar so strengen Ton aus, daß Ibad und Syahuk ihr Spiel aufgaben.

„Wenn es so ist, Herr," sprachen beide, „so sind wir nicht mehr, was wir zu sein vorgaben, um unsern Bruder für seine üble Behandlung zu bestrafen. Wenn es Schläge zu empfangen gibt, so mag er allein sie hinnehmen, er verdient sie. Was uns betrifft, Herr, so flehen wir deine Großmuth an, und wir hoffen von deiner erhabenen Majestät, von deren Angesicht sich noch niemand unzufrieden entfernt hat, daß du die Gnade haben wirst, unser äußerstes Elend zu lindern."

Der Chalyf warf jetzo den Blick auf Babekan, und sah ihn in größter Verwirrung.

„Wohlan, was hast du darauf zu antworten?" sprach er zu ihm.

„Großmächtiger König der Könige," erwiederte dieser Bucklige, indem er sich mit dem Gesicht auf den Boden warf, „welche Strafe ich auch von deiner Gerechtigkeit zu erwarten habe, so bin ich doch nicht minder der Mann dieser Frau. Mein Vergehen gegen meine Brüder ist um so größer, als ich die alleinige Ursache ihrer Verbannung aus Bagdad bin, wegen eines Mordes, dessen wahren Urheber zu erkennen unsere vollkommene Aehnlichkeit verhinderte; demnach ich eben so mein Glück hätte mit ihnen theilen sollen, wie sie mein Unglück mit mir theilten. Wenn aber eine aufrichtige Reue mir Verzeihung erlangen kann, so erbiete ich mich von ganzem Herzen, mit ihnen alle Habe zu theilen, welche ich in Bagdad erworben habe, und ich hoffe, deine Majestät wird meine Undankbarkeit verzeihen, in Rücksicht auf die Reue, welche darüber empfinde."

Der Chalyf, der keinesweges die Absicht hatte, den Babekan züchtigen zu laßen, war sehr zufrieden, ihn in dieser Gesinnung zu sehen; er begnadigte ihn, und um Ibad und Syahuk für das Vergnügen, welches sie ihm gewährt hatten, seine Freigebigkeit genießen zu laßen, ließ er in Bagdad ausrufen, wenn sich Mädchen fänden, welche diese beiden Buckligen heiraten wollten, so würde er jeder zehntausend Goldstücke mitgeben."

Es fanden sich bald ihrer mehr als zwanzig, welche sich glücklich schätzten, eine so ansehnliche Aus-

steuer zu erhalten. Syahuk und Ibad, nachdem sie unter dieser Anzahl sich diejenigen ausgewählt hatten, welche ihnen am besten gefielen, empfingen von dem Chalyfen noch zwanzigtausend Goldstücke, welche sie in Gemeinschaft mit Babekan anlegten; und diese drei Brüder verlebten ihre übrigen Tage ruhig unter dem Schutze des erhabenen Beherrschers der Gläubigen, welcher auch dem Lastträger so viel Wohlthaten erzeigte, daß derselbe fortan bequem leben konnte, ohne sein bisheriges Gewerbe nöthig zu haben.

Das fürwitzige Paar.

Sechshundert und drei und dreißigster Tag.

Ein Chalyf aus dem Hause der Abbassiden, *) der wegen seiner Gerechtigkeit sehr berühmt war, hatte sich eines Tages auf der Jagd in der Umgegend von Bagdad verirret, und ritt die ganze Nacht in einem dichten Walde umher. Er war genöthigt, bei Anbruche des Tages sein Pferd mit dem Zaum anzubinden, und sich auf den Rasen hinzustrecken, um sich etwas auszuruhen, als er durch die bitteren Klagen einer Frau gestört wurde.

„Unglückselige Eva," rief sie aus, „warum bist du die Ursache meines Elends! konntest du dich nicht enthalten, deinem Herrn ungehorsam zu sein?"

*) Man zählt sieben und dreißig Chalyfen aus diesem Geschlechte, deren erster Abbul-Abbas-Saffahi und der letzte Mostasem hieß.

Zu diesen für unsere Stammmutter so schmählichen Worten fügte ein Mann, welcher der Gatte dieses Weibes zu sein schien, noch folgende:

„Es war dir nicht genug, Undankbare, die Gebote deines Schöpfers zu übertreten, du mußtest auch noch durch deine verführerischen Liebkosungen den Menschen in einen Abgrund von Elend stürzen! Ungehorsamer Adam, warum kostet dein schwacher Widerstand mir so viel Mühsal und Arbeit!"

Der Chalyf, höchst verwundert, näherte sich diesen beiden Leuten, welche seine unversehene Erscheinung sehr erschreckte.

„Warum lästert ihr so?" sprach der Fürst zu ihnen: „und was nöthigt euch, anstatt den Herrn für euern Stand der Unschuld zu preisen, euern ersten Aeltern ein Vergehen vorzuwerfen, für welches sie so strenge gestraft worden sind?"

„Was hilft's mir," antwortete ungestüm das Weib, „daß sie durch lange Buße ihre Uebertretung gesühnt haben? warum hatten sie nicht Kraft genug, einer so leichten Versuchung zu widerstehen? Ihre Lüsternheit kostet mich meine Ruhe: und was habe ich denn verbrochen, um täglich den Unfreundlichkeiten des Wetters ausgesetzt zu sein? Ohne auf die Jahreszeit zu achten, müssen wir, um nur kümmerlich zu leben, unsern Unterhalt damit erwerben, daß wir Holz hauen und es nach der Stadt tragen. Wären sie im Para-

diese Gott nicht ungehorsam gewesen, so hätten wir nicht nöthig, uns so abzumühen."

„Meine Frau hat Recht," fuhr der Mann fort, „hätten sie ihrer sinnlichen Lust widerstanden, so wäre ich nicht genöthigt, heute wie ein Elender zu arbeiten: die Erde würde uns von selbst alles im Ueberflusse liefern; die Jahreszeiten, in gleicher Mäßigung, würden uns Kälte und Hitze ertragen laßen, ohne daß wir uns zu beklagen brauchten: kurz, wir würden eben so zufrieden und eben so müßig leben, wie der Chalyf zu Bagdad."

Der Beherrscher der Gläubigen konnte nicht umhin, sich über die lächerliche Empfindlichkeit dieser Holzhacker zu verwundern; er gab sich ihnen auf der Stelle zu erkennen, und sprach zu ihnen:

„Ich bin dieser selbe Chalyf, dessen Loos ihr so beneidet: folget mir nach meinem Palast, ich will in einem Augenblick euern Zustand verändern, und ihn so glänzend machen, daß das ganze Morgenland darüber erstaunen soll."

Nerus und Münas (so hieß der Holzhauer und seine Frau) gedachten vor Freuden zu sterben, als sie eine so unerwartete und so von aller Wahrscheinlichkeit entfernte Neuigkeit vernahmen; sie warfen ihr Arbeitszeug weit von sich, stürzten mit dem Gesicht auf die Erde, und umfaßten mit Freudenthränen die Füße ihres Wohlthäters, der sie sogleich aufhub.

Sie nahmen nun sein Pferd beim Zügel, und führten ihn auf den Weg, welcher aus dem Holze nach der Stadt ging; sie hüpften so leicht dahin, daß sie kaum die Erde berührten.

Kaum waren sie zu Bagdad angekommen, als sie, auf Befehl des Chalyfen, ins Bad geführt, ihnen die prächtigsten Kleider angelegt, und sie in den Stand gesetzt wurden, vor dem ganzen Hofe zu erscheinen. Der Holzhauer war ein stattlicher Mann, von höchstens fünf und dreißig Jahren; seine Frau aber, obwohl ihre Züge ziemlich regelmäßig waren, hatte etwas im Gesichte, das nicht zu ihrem Staate paßte: und beide waren mit ihrer Person so in Verlegenheit, daß sie allen Hofleuten zum Gelächter dienten; bis endlich der Chalyf in den Saal trat, wo dieses Lustspiel aufgeführt wurde, worauf jeder wieder eine ernsthafte Miene annahm.

Nachdem der Fürst den Nerus umarmt hatte, ernannte er ihn zu seinem ersten Vesyr, bestimmte ihm eine Wohnung in seinem Palast, und ließ ihn in ein großes Zimmer führen, welches von den köstlichsten Wohlgerüchen duftete, und wo er sich mit Münas an die Tafel setzen mußte, und von den eigenen Beamten des Chalyfen bedient wurde.

Der Holzhauer und seine Frau konnten vor Ueberraschung gar nicht zu sich selber kommen; sie wähnten zu träumen: aber allmählich gewöhnten sie sich an

die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der vornehmsten Herren; sie bildeten sich ein, daß alle diese Ehrenbezeigungen ihnen gebührten, und wurden darüber unerträglich hochmüthig.

Sechshundert und vier und dreißigster Tag.

Der Chalyf fand unendliches Vergnügen daran, daß Nerus und Münas ihre Rolle so lächerlich spielten: aber er wollte sie nur auf die Probe stellen, und benutzte eine leichte Unpäßlichkeit der Frau, sie beide für sich speisen zu laßen. Sie wurden eben so reichlich bedient, wie bisher, mit dem einzigen Unterschiede, daß eine Schüssel mitten auf dem Tische verdeckt stand. Münas wollte alsbald die Hand darnach ausstrecken; aber der Beamte des Chalyfen hielt sie zurück, und sagte ihr im Namen ihres Herrn, daß es ihnen beiden bei Lebensstrafe verboten würde, diese Schüssel zu berühren, weil der Fürst in einer so geringfügigen Sache ihren Gehorsam prüfen wolle. Dieses Verbot überraschte Münas, gleichwohl nahm sie sich vor dem Beamten zusammen, der sich hierauf zurückzog und sie in völliger Freiheit allein ließ.

Kaum war dieser Mensch aus dem Zimmer, als die Frau, welche schon gänzlich die Eßlust verloren hatte, in tiefes Nachdenken versank. Nerus, der un=

bekümmert aß, bemerkte nicht sogleich die Traurigkeit seiner Frau; als er dann aber ihre Gebärde sah, sprach er zu ihr:

„Wie denn, Münas, macht das Verbot des Chalyfen dich so nachdenklich? und hast du nicht andere Schüsseln genug auf dem Tische, um deine Eßlust zu befriedigen, ohne durchaus von derjenigen kosten zu wollen, welche verdeckt ist?"

„Es ist wahr," sagte Münas; „aber ich kann die Ungerechtigkeit des Chalyfen nicht ertragen: warum uns, aus bloßem Eigensinn, einen solchen Zwang auflegen?"

„Er ist unser Gebieter," erwiederte der neue Vesyr; „überhäuft er uns nicht mit seinen Gunstbezeigungen, ohne daß wir es verdient haben? hat er uns nicht allein durch seine Güte aus unserm Elende, so zu sagen, bis auf den Thron erhoben?..."

„Ich gestehe es," unterbrach ihn Münas: „aber ich vergesse in diesem Augenblick alle seine Gnaden, er läßt sie uns zu theuer erkaufen, er ist ein Tyrann!"

Kurz, Nerus bemühte sich vergeblich, seine Frau zu Vernunft zu bringen, er fand sie durchaus seinen Weisungen entgegen. Umsonst stellte er ihr das Wohlleben vor, welches sie genössen, und den gerechten Zorn des Chalyfen, wenn er ihren Ungehorsam vernähme: Minas blieb stäts hartnäckig auf ihrem Sinne; und da sie viel Gewalt über ihren Mann hatte,

so brachte sie es durch ihre Thränen und Liebkosungen bald dahin, daß er auf ihre Seite trat.

Wie groß indessen des Nerus Nachgiebigkeit gegen seine Frau war, jedoch hielt die Furcht vor Bestrafung ihn noch zurück, und er wagte nicht, die Schüssel anzurühren. Aber Münas nahm das Wort und sagte zu ihm, indem sie hin ging und die Thüre verriegelte:

„Was fürchtest du? wir sind allein, niemand kann uns sehen, und ich will nur meine Neugier befriedigen und die geheimnisvolle Schüssel ein wenig aufdecken."

„Ich kann deinen gerechten Klagen nicht widerstehen," rief der neue Vesyr aus: „fürwahr, der Chalyf hat nicht Ursache, uns dieses lächerliche Gebot aufzulegen."

Hierauf legten beide zugleich die Hand an den Deckel der Schüssel, und sie hatten ihn nicht sobald aufgehoben, als ein halb Dutzend Mäuse ungestüm diesem Gefängnisse entsprangen, im Zimmer umher liefen, und bald Mittel und Wege fanden, vor ihren Augen zu verschwinden.

Sechshundert und fünf und dreißigster Tag.

Wie groß war die Bestürzung des Holzhauers und seines Weibes! sie sanken beide fast ohne Besinnung auf ihren Sopha zurück. Als aber Nerus wieder zu sich kam, gab er der Münas eine so wüthende Maulschelle, daß ihr Gesicht ganz von Blut überfloß: „Treulose!“ rief er aus, „da siehst du nun die Folgen deiner Neugier! wir werden alsbald den Zorn des Chalyfen empfinden, und wir verdienen ihn völlig.“

Kaum hatte der Holzhauer diese Worte ausgesprochen, als die Thüre des Zimmers gesprengt wurde, und der Chalyf, welcher aus einem mit Gase verkleideten Seitengemache beide behorcht hatte, plötzlich herein trat, und mit Blicken voll des strengsten Ernstes zu ihnen sprach:

„Unglückseliger Holzhauer, und du fürwitziges Weib, so also achtet ihr meine königlichen Befehle! Waret ihr des Wohllebens in meinem Palaste schon überdrüssig? Wie! ihr habt nicht die Kraft, einer so geringen Versuchung zu widerstehen, und die Todesstrafe, welche ich euch androhte, war nicht im Stande, eure Neugier zu besiegen, nachdem ich euch beide mit meinen Wohlthaten überhäuft habe? Ich bin also ein Tyrann, ihr Unverschämten? Ihr waret so verwegen, auf eure ersten Aeltern zu schmähen und sie zu ver-

wünschen wegen ihres Ungehorsams: und ihr zeiget euch noch viel strafbarer und undankbarer. Elendes Erdgewürm, ihr seid nur geboren, im Staube zu kriechen: ich hatte euch zu hoch erhoben, aber euer Tod....“

„Ach, Herr,“ rief Nerus aus, indem er sich dem Chalyfen zu Füßen warf: „nach dem Beispiel unserer ersten Mutter hat mein Weib mich verführt; wir verdienen die strengste Bestrafung, aber sind wir wohl deines Zornes würdig?“

„Ja, ihr Nichtswürdigen, ihr verdienet den Tod,“ erwiederte der Beherrscher der Gläubigen; „es ist nicht die Beschaffenheit eures Verbrechens, welches euch schuldig macht, sondern eure äußerste Undankbarkeit: schnöde Holzhacker, welche ich aus ihrem tiefen Elende ziehe, sie auf die höchste Stufe der Ehre erhebe, sie mit Wohlthaten überhäufe, die sind mir ungehorsam bei einem so leichten Gebote, auf Gefahr ihres Lebens! Was würde erst geschehen, wenn es um mein Leben ginge, und wenn mein Kopf von einem Geheimnisse abhinge, welches ich euch anvertraut hätte? Ich wäre schon längst das Opfer eures Verraths. Aber ich will euch noch mehr Gnade widerfahren lassen, als ihr Undankbarkeit gegen mich bewiesen habt: gehet hin, ihr Elenden, ich schenke euch das Leben, fort aus meinen Augen, kehret in euer Nichts zurück, aus welchem ich euch hervor gezogen habe, und die Erinnerung des

Glückes, welches ihr, durch eure Schuld, nur so kurze Zeit genossen habt, sei eure einzige Bestrafung."

Hierauf ließ der Beherrscher der Gläubigen Nerus und Münas ihre reichen Kleider ausziehen, und ihnen diejenigen wiedergeben, in welchen sie an seinen Hof gekommen waren; sodann ließ er sie wieder in den Wald, auf dieselbe Stelle führen, wo er sie angetroffen hatte; hier fanden sie all ihr Werkzeug wieder, mit welchem sie von neuen anfingen zu arbeiten, um ihren Unterhalt zu erwerben; und sie thaten keinen Schlag mit der Axt, ohne daß ihre Seufzer und Thränen ihre bittere Reue über ihren Ungehorsam zu erkennen gaben.

Harun Alraschid
und die
beiden Bettler.

Sechshundert und sechs und dreißigster Tag.

Der erhabene Beherrscher der Gläubigen Harun Alraschid stand eines Tages an einem Fenster seines Palastes, welches die Aussicht auf den großen Platz von Bagdad hatte: da erblickten ihn zwei seiner Unterthanen, welche um Almosen baten. Der eine von ihnen rief aus: „Glücklich der, dem Gott wohlthut!“ während der andere mit lauter Stimme sagte: „Glücklich der, auf den der Chalyf mitleidig herabblickt!“

Der Ausruf dieser beiden Armen drang bis zu den Ohren dieses großen Fürsten, und er ließ ihnen auf

der Stelle zwei Brote geben: ein Weißbrot demjenigen, der den Chalyfen anrief, und ein Schwarzbrot demjenigen, der sein Vertrauen auf Gott allein setzte.

Das Weißbrot war sehr klein, und der es empfing, konnte nicht ohne Neid ansehen, daß sein Gefährte ein zwar schwarzes, aber viermal größeres Brot hatte; er bot ihm einen Tausch an, und da er ihn dazu ganz willfährig fand, so vertauschten beide ihre Bröte, und gingen heim.

Der Inhaber des Schwarzbrotes lachte bei sich selber über die Thorheit des andern; aber dieser war sehr überrascht, als er beim Zerbrechen seines Weißbrotes, welches er nur aus Gefälligkeit gegen seinen Gefährten eingetauscht hatte, darin hundert Goldstücke fand; worüber er fortfuhr Gott zu preisen, der ihn auf solche Weise aus dem Elende zöge.

Am folgenden Morgen fand sich jener, der von dem Könige das Weißbrot empfangen hatte, unter demselben Fenster ein, und um nicht wieder ein so kleines Brot, wie gestern zu bekommen, rief er aus aller Macht: „Glücklich derjenige, dem Gott wohlthut!“

Der Chalyf war verwundert, als er diesen Ausruf hörte; er ließ den Bettler vor sich kommen, und fragte ihn, weshalb er sich dießmal lieber an Gott, als an ihn, gewandt, wie er gestern gethan, und was er mit seinem Weißbrote gemacht hätte.

„Herr," antwortete ihm der Elende, „ich habe es gegen das Brot meines Gefährten vertauscht, welchem Gott viel mehr zugetheilt hatte, als mir."

Der Chalyf konnte sich jetzo nicht enthalten, die Augen zum Himmel emporzuheben, und die göttliche Vorsehung zu preisen.

„Es ist gut," sprach er hierauf, „sich den Fürsten und mächtigen Leuten zu empfehlen: aber immer erwählt derjenige das bessere Theil, der sein Vertrauen auf Gott allein setzt."

Sodann ließ er diesem armen Manne ebenfalls hundert Goldstücke reichen und ihn damit sehr vergnügt heim gehen.

Mehemet Aly.

Sechshundert und sieben und dreißigster Tag.

Ein reicher Kaufmann in Smirna hatte einen Sohn, welchen er ebenfalls zum Handelsstande bestimmte und anleitete. Aly aber (so hieß dieser Sohn), als er sich durch den frühzeitigen Tod seines Vaters, in dem Besitz all seiner Güter sah, wollte nicht länger Zwang leiden, sondern überließ sich gänzlich allen Vergnügungen seines Alters. Er schaffte sich einen Harem an, und eine Menge junger Wildfänge, wie er, bildete seine Gesellschaft. Alles dieß war sehr herrlich; aber es kostete viel. So lange noch Geld im Kasten klang, war man liebenswürdig, man war geistreich, man machte Verse, man war das Schooßkind der Weiber. Weil aber diese Quelle nicht unerschöpflich war, so verschwanden, nach Verlauf von sechs Monaten über drei Vier=

theile seines Vermögens, und mit ihnen alle Freuden, und alle Freunde. Da nichts schneller witzigt, als Unfälle, so erinnerte sich Aly wieder des Gewerbes seines Vaters: er war genöthigt, den Anschein des Reichthums und das ungebundene Leben aufzugeben.

Er begab sich nach Aegypten, verband sich mit einem Kaufmann in Kahiro, und legte das Wenige, was ihm noch übrig blieb, im Handel an. Mit Betriebsamkeit und Geschick konnte es ihm nicht fehlen, er kam wieder in Wohlstand, und blieb in Kahiro ansäßig. Indessen beschäftigte sein Gewerbe zwar seinen Geist, erfüllte jedoch nicht sein Herz; es fehlte ihm eine Gattinn: wo sollte er die her nehmen. Er beurtheilte alle nach denen, welche er gekannt hatte; und diejenige, welche ihm beim trüglichen Scheine der Glut der Leidenschaften zum Glücke des Mannes geschaffen dünkte, erschien ihm nicht mehr so bei dem Lichte der Vernunft; er war versucht, ledig zu bleiben. Aber der ledige Mensch, erfüllt er die Verpflichtungen, welche er durch seine Geburt schon mit der Gesellschaft eingeht?

Eines Tages, als er in diese Betrachtungen versunken war, trat eine verschleierte Frau bei ihm herein, unter dem Vorwande, Waaren zu kaufen: ihre Gestalt, ihr Gang, der Ton ihrer Stimme machten einen lebhaften Eindruck auf Mehemet; er war nicht mehr bei sich. Man forderte einen Soff von ihm, und er legte einen andern vor; aber seine Zerstreuung misfiel

nicht. Er war nicht mehr Herr seiner Augen, und der Gegenstand seiner unverwandten Blicke verwirrte ihn so, daß er wie im Finstern unter seinen Waaren umher stöhrte. Nach langem Suchen war er nicht weiter gekommen: das Herz allein vor gerückt. Endlich brach er das Stillschweigen, und ergoß sich in Lobeserhebungen der Reize der Schönen, obwohl er sie nur durchschimmern sah; er betheuerte, daß nichts auf der Welt ihn so beglücken würde, als die Schätze zu schauen, welche ihr Schleier ihm verberge.

Amira, — so hieß die Schöne, — lächelte bei dieser Anrede, antwortete in demselben Ton, und ließ ihren Schleier sinken. Jetzt konnte sich Mehemet nicht länger halten; er brannte vor Liebe, bot der Schönen sein Herz dar, und warb um ihre Hand. Die Schöne, welche nicht reich war, fand den Antrag annehmlich: die Einwilligung ihrer Angehörigen erfolgte, der Ehevertrag wurde aufgesetzt und unterzeichnet, und die Liebenden wurden vermählt. Alles dieß geschah in weniger als Monatsfrist.

Ein unerwarteter Zufall trübte dieses Glück und schien die Freuden der Hochzeit zu stören. Amira fühlte sich unwohl und erkrankte: sie wurde wieder her gestellt, und man glaubte, es würde keine weiteren Folgen haben. Die Nacht kam, und die beiden jungen Gatten überließen sich daheim in ihrem Gemache ihren zärtlichen Gefühlen. Mehemet, zu Amira's Füßen,

schwur ihr, daß es ihren Reizen allein aufbehalten worden, ihn um seine Freiheit zu bringen; und Amira, über die Annäherung eines Mannes erröthend, versicherte ihn, daß sie stäts einen entschiedenen Widerwillen gegen jede Art von Verbindung gehegt: „ohne dich, mein geliebter Aly,“ fügte sie hinzu, „würde ich noch zweifeln, ob ich auch ein Herz hätte; und wenn die Liebe eine Tugend ist, so habe ich sie von dir...“

Bei diesen Worten befiel sie ein heftiger Schmerz. Erschrocken rief ihr Gatte nach Hülfe; alles im Hause war alsbald auf den Beinen, das Uebel ward immer ärger, Wehgeschrei folgte,... und das Ende davon war, daß Amira entbunden wurde...

„Wie?“ rief Mehemet wüthend aus: „welche Rolle spiele ich hier? Und du zweifeltest wirklich, ob du auch ein Herz hattest?“

Amira ihrerseits begriff nicht, was ihr widerfuhr; sie betheuerte ihren Gatten, daß sie nimmer einen Mann erkannt habe. Dieser dagegen machte ihr die bittersten Vorwürfe, und verstieß sie.

Sechshundert und acht und dreißigster Tag.

Die junge schmachvoll aus seinem Hause gejagte Frau, suchte eine Zuflucht bei ihrem Vater; sie hoffte hier Aufnahme zu finden, täuschte sich aber: die Stimme

des Blutes war durch Menschenfurcht erstickt. Amira war in den Augen des Greises nur noch ein Gegenstand der Verachtung: er gab ihr einen trockenen und bittern Verweis, und wies sie zurück zu ihrem Manne. Was sollte sie nun beginnen? was sollte aus ihr werden? wo sollte sie eine Zuflucht finden, wenn sie ihr im Vaterhause versagt wurde? Dieser letzte Schlag warf sie ganz darnieder; sie verließ die Stadt, und überließ sich dem Schicksale, welches ihre ungewissen Schritte in einen tiefen Wald führte. Hier, hülflos und verlaßen, ohne andere Nahrung als ihre Thränen, erwartete sie den Tod, und sah ihm, als einer besondern Gunst des Himmels, entgegen.

Indem sie so dahin ging, hörte sie Klagetöne; die natürliche Neugierde führte sie nach dem Orte, woher sie kamen, und da erblickte sie eine junge schöne Frau in ihrem Blute schwimmend. Amira, die einen Augenblick zuvor sich über ihr Schicksal beklagte, sah jetzo nur noch die Leiden dieser Unglücklichen; sie zerriß ihre Kleider, bedeckte sie damit, und führte sie, so gut sie vermochte, aus dem Walde. Der Himmel, der einzige Zeuge dieser liebreichen Handlung, wollte dieselbe nicht unbegünstigt laßen, und leitete ihre Schritte zu der Hütte eines Santons. Mitleid und Liebe zugleich erfüllten beim Anblicke der beiden Frauen diesen Einsiedler: da er aber feste Grundsätze hatte, so gebot seine Seele bald seinem Herzen Stillschweigen. Er

leistete ihnen alle Hülfe, welche in seiner Macht stand; er wusch ihnen die Füße, er verband die Wunden der Blutenden; und als diese etwas erquickt war und sich erholt hatte, bat er sie beide, ihm zu sagen, welchem Unfall er das Glück verdankte, ihnen nützlich sein zu können.

Amira nahm zuerst das Wort, erzählte ihre Geschichte, und beschloß sie mit der Versicherung ihrer Unschuld. Ob sie den Alten davon überzeugte, ist ungewiß. Die Reihe war jetzt an der Unbekannten, welche also begann:

„Ich heiße Anasia: seit dem siebenten Jahre eine Waise, ohne Vermögen, selbst der Nothdurft ermangelnd, erregte ich das Mitleid eines großen Herrn; er sorgte für meine Erziehung, mein hülfloses Alter, glückliche Anlagen, und vielleicht einige Annehmlichkeiten meiner Person nahmen ihn für mich ein; er verabsäumte nichts, und hatte die Genugthuung, seine Sorgfalt nicht fruchtlos angewendet zu sehen. Unterdessen wuchs meine Anhänglichkeit an meinen Wohlthäter in dem Maaße, wie mein Verstand sich entwickelte; ich erkannte den Werth seiner Wohlthaten, und ich fühlte in meinem Herzen etwas Lebhafteres aufkeimen, als bloße Dankbarkeit. Unmerklich liebte ich ihn, und ich wagte es, an seine Hand zu denken, ohne den Abstand zu erwägen, welchen Geburt und Vermögen zwischen uns befestigten. Nahem las in meinen Augen, und

durch sie in meiner Seele, er schaute darin sich selber, Zug für Zug; und die Gewißheit der Gegenliebe, im Bunde mit der Liebe, welche ich ihm eingeflößt hatte, bewirkten, daß ich seine Gattinn ward. Wir waren glücklich. Warum aber muß dasjenige, das die Wonne des Lebens ausmachen sollte, unaufhörlich durch Unfälle in der Verkettung der Begebenheiten getrübt werden?

Nahem hatte einen jungen, wohlgebildeten Freund, namens Ramyr: kaum hatte dieser mich erblickt, als er für mich entbrannte. Von Stund' an war die Freundschaft gestört, die Offenherzigkeit verschwand, Ramyr sprach zwar noch verbindliche Redensarten zu meinem Gatten, aber man hörte ihnen den Zwang an. Nahem, der es bemerkte, änderte jedoch sein Betragen nicht, und sprach stäts in demselben Tone mit Ramyr.

Unterdessen wuchs in diesem die Leidenschaft, und erwartete nur eine günstige Gelegenheit zum Ausbruch. Diese blieb auch nicht lange aus. Nahem mußte verreisen und zwei Tage auf dem Lande zubringen. Ramyr erfuhr es; er spendete Gold aus, bestach damit meine Frauen, und diese benutzten die Stunde des ersten Schlafs, ihn in mein Bette zu verhelfen. Ich erwache, gerathe in Wuth, und rufe nach Hülfe; aber niemand kömmt: da ergreife ich seinen Dolch, und drohe, ihm denselben ins Herz zu stoßen, wenn er sich nicht entferne. Ramyr, verwundert über meinen Muth,

und vielleicht über seine eigene Unbesonnenheit, verließ die eingenommene Stelle, und als wenn meine Tugend die seine wieder erweckt hätte, sank er vor meinem Bette auf die Kniee, und beschwur mich mit Thränen in den Augen, ihm seinen Frevel zu verzeihen, und meinem Gemahle nichts davon zu sagen. Ich versprach es ihm, aber nur unter der Bedingung, daß er nie mehr einen Fuß in mein Haus setzen durfte.

Schon am nächsten Tage, ehe ich es erwartete, kam Nahem zurück, und in der folgenden Nacht hatte ich einen sehr unruhigen Schlaf: ein schreckhafter Traum beängstigte mich, und in den heftigen Ausbrüchen einer erhitzten Einbildungskraft ergreife ich den Dolch meines Gatten und will ihn damit durchbohren. Er wendet den Stoß ab; ich erwache von dieser Bewegung, und erblicke Nahem mit Glut in den Augen und Blässe auf dem Antlitz. Er macht mir Vorwürfe über meinen Angriff, drohet mir, geht hinaus, kömmt wieder, und um das Unglück voll zu machen, fällt Ramyrs Gürtel, welchen dieser vorige Nacht vergessen hatte, in seine Hände. Ich wollte mich rechtfertigen: aber das Wort erstarb auf meinen Lippen, und mein Stillschweigen wurde übel gedeutet; Nahem wähnte sich überzeugt. Er faßte aber den Entschluß, sich zu verstellen; er that, als wenn er sich von meiner Unschuld überzeugt hätte, und so lebten wir die beiden nächsten Tage im beßten Einverständnisse. Ich wurde dadurch getäuscht:

am dritten Tage gingen wir in den Wald, zu lustwandeln; so bald wir uns tief in demselben befanden, hielt der grausame Nahem mir nochmals den Gürtel Ramyrs vor, stieß mir seinen Dolch in die Brust und entfernte sich. Ich wäre, ohne Hülfe, verschieden; der Himmel aber, der Zeuge meines unglücklichen Schicksals ist, hat sie mir durch Amira gesandt."

Sechshundert und neun und dreißigster Tag.

Der Santon konnte bei dieser Erzählung seine Thränen nicht zurück halten. Er widmete unablässig den beiden Frauen die zärtlichste Pflege; und als die Kranke wieder hergestellt war, bat er beide, ihn zu verlaßen, indem er mit Bescheidenheit und schmeichelhaft zugleich hinzu fügte, daß er das einsame Leben nur deshalb ergriffen, um sich gegen die Gewalt der Schönheit sicher zu stellen. Die beiden Unglücksgefährten nahmen demnach Abschied von ihm, und nahmen die größte Vorstellung von seiner Güte und von seiner Tugend mit sich hinweg.

Da sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, so fiel ihnen ein, zu Schiffe zu gehen; und um dieß desto sicherer zu können, legten sie Mannskleider an. Das Schiff aber, auf welchem sie sich befanden, wurde von einem Seeräuber genommen. Dieser brachte

es nach Kahiro, und stellte hier seine beiden neuen Sklaven zum Verkauf aus. Ramyr kam herbei, und wollte sie kaufen. Anasia hatte Mühe ihre Verwirrung zu verbergen, um nicht entdeckt zu werden. Der Handel wurde bald abgeschlossen, und Ramyr führte beide heim. Die Gesichtszüge Bethsna's (so hatte Anasia sich genannt) waren ihm aufgefallen; er fand darin Aehnlichkeit mit einer geliebten Frau. Auf gleiche Weise wurde Nahem jedesmal betroffen, wenn er den Sklaven seines Freundes erblickte: das Bild Anasias wich nicht aus seinem Gedächtnisse.

Eines Tages, als er ihm in der Stadt begegnete, bat er ihn um eine besondere Unterredung. Bethsna nahm ihn mit nach Ramyrs Hause, und bat ihn, sich hier nur für einige Augenblicke verborgen zu halten. Bald darauf kam auch Ramyr nach Hause, und da er sich mit seinem Sklaven allein wähnte, sprach er mit ihm, wie gewöhnlich, von Anasia; diesmal setzte er die Unterhaltung weiter fort, und fügte hinzu: „sage mir die Wahrheit, und entdecke mir dein Geschlecht; ich kann nicht länger im Zweifel bleiben, deine Gestalt ist ganz die eines Weibes, welche ich liebte, und noch liebe...“

„Du liebst sie,“ unterbrach ihn Bethsna, wer hat dich denn von ihr getrennt?“

„Meine Unbesonnenheit und ihr Edelmuth: sie hat lieber Schmach und den Tod leiden wollen, als

einen Frevel entdecken, welcher zu meinem Verderben ihren Gatten von ihrer Unschuld überzeugt hätte... Doch ich sage zuviel..."

„O mein theurer Herr, sei unbesorgt; dein Geheimnis ist bei mir wohlverwahrt. Anasia, der du ein so schönes Zeugnis gibst, liegt zu deinen Füßen: sie erwartet von deinem Edelmuthe, daß du sie dem zurück gebest, den sie liebt."

Bei diesen Worten sprang Nahem, ganz außer sich, hervor, hub sie auf, und indem er ihr zu Füßen fiel, beschwur er sie, ihm die begangene Unthat zu verzeihen."

Ramyr stand erstaunt da, und verwirrt über das Geständnis, welches er eben abgelegt hatte. Sein Freund, der es bemerkte, ergriff ihn bei der Hand, drückte sie herzlich, und sagte:

„Sei getrost! was du mir, ohne es zu wollen, gestanden hast, ist von der Art, daß es dich in meinen Augen ehrt. Nichts ist gewöhnlicher, als die Verblendung der Leidenschaft: aber es ist eben so selten, als rühmlich, daß ein Mann eine Frau noch rühmt, welche er hat verführen wollen, und die seinen zügellosen Begierden nur Verachtung entgegen gesetzt hat."

Mit diesen Worten umarmten sich beide, und Nahem empfing Anasien aus der Hand seines Freundes.

Unterdessen blieb Amira noch immer Sklave. Was eben vorgegangen war, gab ihr einige Hoffnung: weil diese aber weit aussehend war, so hatte sie einen andern Einfall. Sie ging zu einem Arzt, und befragte ihn, ob eine Jungfrau wohl Mutter werden könnte, ohne jemals einen Mann erkannt zu haben. Dieser legte die Frage einer Versammlung von gelehrten Aerzten in Kahiro vor. Die Doctoren sprachen darüber hin und her, und entwickelten in ihren Reden tiefe Gelehrsamkeit. Die eine Hälfte bejahte die Frage, und behauptete, ein Luftgeist vermöchte wohl einen solchen übeln Dienst zu leisten, und solches wäre nicht ohne Beispiel: die andre Hälfte aber war ganz entgegengesetzter Meinung, und es kam zu keinem Beschlusse. Diese Frage machte aber großes Aufsehen in der Stadt: sie wurde in allen Gesellschaften verhandelt; und die Aegyptischen Frauen waren sehr für die Lehre von den Luftgeistern.

Eine dieser Frauen, namens Thala, sprach eines Tages hierüber im Vertrauen mit zweien ihrer Freundinnen, und bestätigte, daß die Sache keinesweges unmöglich wäre, indem solches einem jungen Mädchen von ihrer Bekanntschaft wirklich begegnet sei; und als die beiden Freundinnen in sie drangen, um die näheren Umstände davon zu erfahren, erzählte sie Folgendes:

„Meine Freundinnen, ich glaube nicht nöthig zu haben, euch Verschwiegenheit an zu empfehlen: ich

wurde unter der Aufsicht eines ältern Bruders sehr streng erzogen: aber alle seine Vorsicht vermochten nicht mein Herz vor zärtlichen Gefühlen zu bewahren. Ein Jüngling gefiel mir; die Liebe war uns dienstfertig, und meine Schwachheit hatte ernstliche Folgen. Es wurde entdeckt; und mein Bruder mishandelte mich. Was mich aber am meisten demüthigte, waren die Spöttereien seiner Tochter, einer kleinen Spröden, die höchst eingebildet auf ihre Schönheit und Tugend war, welche letzte sie vielleicht nur der Wachsamkeit ihres Vaters verdankte. Es wäre verlorene Mühe gewesen, mich rechtfertigen zu wollen: ich ließ also die Zeit walten, änderte äußerlich mein Betragen, und mein Bruder schenkte mir seine Gunst wieder, und verheirathete mich bald darauf. So stand ich nun in der Reihe der tugendhaften Frauen, und mein Ruf ward mir theuer. Es blieb mir nur noch übrig, mich für die Verachtung meiner Nichte zu rächen. Eine achttägige Reise meines Mannes bot mir dazu Gelegenheit: ich lud das junge Mädchen ein, bei mir zu schlafen; sie willigte ein. Ich hatte mit meinem Geliebten alles verabredet, dem ich das tiefste Stillschweigen empfahl, und er stellte sich zur bestimmten Stunde ein. Meine Nichte, der ich einen Schlaftrunk eingegeben hatte, mußte meine Stelle einnehmen, und ward schwanger, ohne es zu wissen. Sieben Monate darauf wurde sie verheirathet, und gerade in der Hochzeitnacht kam sie nieder.

Sechshundert und vierzigster Tag.

Dieser Streich kam den Freundinnen sehr lustig vor; sie lachten viel darüber, und gelobten abermals Verschwiegenheit. Das war aber zu viel versprochen, und denselben Abend noch war die Geschichte die Neuigkeit des Tages. Am folgenden Tage hatte sich das Gerücht davon durch die ganze Stadt verbreitet, und kam so auch Amira zu Ohren. Diese ging sogleich der Quelle desselben nach, und glaubte sich nun am Ziel ihrer Leiden, wenn sie die Bosheit ihrer Muhme Thala bewähren könnte. Sie ging zu dem Kadi, fiel ihm zu Füßen, und flehte ihn um Gerechtigkeit. Der Kadi war erstaunt über ihre Schönheit, und verhieß sie ihr.

Anasia, die von allem, was vorging, unterrichtet war, sprach darüber mit ihrem Gemahl, und entdeckte ihm, daß der andre Sklave Ramyrs auch ein Weib, und zwar die verstoßene Gattinn Mehemet Aly's, und Thala's Nichte sei. Nahem ließ sogleich den Aly rufen, und sagte zu ihm:

„Die Neuigkeit, welche jetzt in der Stadt umläuft, geht dich sehr nahe an: man erzählt von einer Jungfrau, die, ohne ihr Wissen, durch Veranstaltung ihrer Muhme entehrt worden, und nennet dich dabei."

Mehemet erinnerte sich nun, daß er wirklich der Geliebte der einen, und als solcher Schuld an dem

Unglück der andern gewesen, welche er nachmals geheirathet hatte.

„Gerechter Himmel!" rief er aus: „sollte es Amira sein?"

Diese letzten Worte stieß er mit einem Schrei der Verzweiflung aus. Reue, Liebe, Gewissensbisse, alles bestürmte ihn auf einmal.

„Wie wird Amira noch die Gegenwart eines Mannes ertragen, der sie so vielfach auf einmal beleidigt hat, und der auf den bloßen Anschein....?"

„Verlaß dich auf mich," unterbrach ihn Nahem: „Amira liebt dich noch; geh hin und fordre sie von dem Kadi wieder; er ist gerecht: ich verbürge dir den Erfolg."

Mehemet flog dahin; er fand günstige Aufnahme: aber bevor der Kadi ihm seine Frau zurückgab, wollte er ihre Unschuld öffentlich bewährt sehen. Zu diesem Zwecke ließ er Thala und ihre beiden Freundinnen vor sich kommen. Diese beiden zeugten gegen sie, und Thala bekannte ihr Verbrechen. Der Kadi vergab es ihr, nach einem scharfen Verweise, und Mehemet empfing nun Amira aus seiner Hand. Sie verbanden sich zum zweitenmale feierlich; und die beiden einander wieder geschenkten Gatten gaben sich gegenseitige Beweise aufrichtiger Versöhnung.

Anasia und Amira wurden immer inniger mit einander; die Bande der Freundschaft, welche ihr gemein=

sames Unglück geknüpft hatte, schlangen sich jetzo noch fester um sie. So bald beide wieder sich selber zurückgegeben waren, schickten sie dem Santon reiche Geschenke, und theilten ihm die glückliche Veränderung ihrer Lage mit. Der gute Einsiedler wurde beim Lesen ihrer Briefe bis zu Thränen gerührt, und rief in einer Art von Begeisterung aus:

„Glücklich der Sterbliche, der weise genug ist, sich nicht durch falschen Anschein verleiten zu laßen! man soll niemand verurtheilen, bevor nicht die ihm angeschuldigten Vergehen völlig erwiesen sind.“

Die vierzig Vesyre.

Sechshundert und ein und vierzigster Tag.

Die Jahrbücher der Könige gedenken eines mächtigen Königs von Persien, namens Häfikin: seine Herrschaft erstreckte sich über den ganzen Erdkreis; die Gestirne *) hatten ihre glücklichsten Einflüsse über ihn ausgegossen, und ihm mit einer großmüthigen Seele alle königlichen Eigenschaften und Tugenden verliehen. Der Himmel krönte alle diese Begünstigungen damit, daß er ihm einen Sohn schenkte, der durch seine Schönheit alle Herzen fesselte, und dessen Anmuth alle Augen bezauberte: ein getreuer Spiegel allein vermochte eine

*) Man wird in diesem Buche mehr als einmal Gelegenheit haben, zu bemerken, wie sehr die Sterndeutung und die geheimen Wissenschaften im Morgenlande in Ansehen stehen.

eben so schöne Gestalt aufzuweisen. Diese Gaben der Natur waren mit andern Vollkommenheiten verbunden; der Jüngling glänzte zugleich in den Wissenschaften, wie in den Leibesübungen; sein Lob ertönte von allen Lippen, und seine Gegenwart versetzte die Seele des Königs seines Vaters, mit stäts wachsender Zärtlichkeit, in das innigste Entzücken.

Dieses Glück wurde durch den Tod der Königinn, der Mutter dieses jungen Prinzen, eine Weile unterbrochen. Nachdem ihrer Asche der gewöhnliche Zoll der Thränen und Klagen dargebracht worden, besänftigte sich indeß der Schmerz des Königs wieder. Und in der That ist die Geduld nicht die einzige Wehr, welche man den Schlägen des Schicksals entgegen halten kann? Bald darnach vermählte Häsikin sich wieder mit der Tochter eines benachbarten Königs. Die junge Königinn konnte den Sohn ihres Gemahls nicht sehen, ohne ihn zu lieben; eine zeitlang wußte sie jedoch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft in ihrem Herzen zu verschließen.

Der Prinz beschäftigte sich damals gerade mit der Sternkunde und Sterndeutung; seine Emsigkeit, sein durchdringender Geist und Scharfsinn ließen ihn bis auf die höchste Stufe dieser Wissenschaften gelangen; auch die Geschicktesten erkannten seine Ueberlegenheit an.

Unterdessen wuchs die Liebe der Königinn im Stillen, und kannte keinen Zügel mehr. Noch hatte sie

den Prinzen nicht allein sprechen können, weil dieser sich niemals von seinem Lehrer entfernte. Sie beklagte sich bei dem König über die Gleichgültigkeit seines Sohns.

„Warum," sprach sie zu ihm, „besucht er mich so selten? Muß er mich nicht als seine Mutter betrachten? Es scheint mir dagegen, daß er mich mit Widerwillen und misgünstigen Augen ansieht."

Diese Worte waren mit dringenden Bitten begleitet, daß der König ihr erlauben möchte, den jungen Prinzen in ihren Zimmern zu empfangen. *)

Der König rechtfertigte die Gesinnungen seines Sohns, und entschuldigte seine Nachläßigkeit durch seinen Eifer für die Wissenschaften; zugleich versprach er, ihn aufzufordern, daß er sich morgen seiner Schuldigkeit gegen die Königinn entledigte. Hierauf begaben beide sich zur Ruhe.

Schon begann das Tagesgestirn den Rand des Himmels zu vergolden, da erhub sich der König, und nachdem er den verschiedenen Vorschriften der Religion genügt hatte, begab er sich zu seinem Sohn, und em-

*) Die Gesetze des Harems sind im Morgenlande so strenge, daß, zumal bei den Vornehmen, Knaben, sobald sie zu mannbaren Jahren kommen, besondere Erlaubnis haben müßen, die Zimmer ihrer Mütter oder Schwestern zu betreten.

pfahl ihm freundlich, das Verlangen der Königinn zu erfüllen, welche seinen Besuch erwartete; er umarmte ihn, und verließ ihn wieder, mit der Zusicherung des Gehorsams. Der junge Prinz setzte unverzüglich seinen Lehrer in Kenntnis von der Einladung der Königinn und den Befehlen seines Vaters. Der Lehrer dachte einen Augenblick nach, nahm dann ein Fernrohr, berechnete die Gestirnung bei der Geburt seines erlauchten Zöglings, und entdeckte, daß derselbe vierzig Tage lang großen Unfällen ausgesetzt sein, und selbst sein Leben in Gefahr schweben würde. Von Schmerz durchdrungen, rief er aus:

„O mein Prinz, dein Gestirn bedroht dich mit Unheil und furchtbaren Gefahren: aber du kannst ihnen entgehen, wenn du genau meine Vorschriften befolgest.“

Der Prinz, über diese Weissagung bestürzt, überließ sich rückhaltlos der Führung des Weisen, welcher also fortfuhr:

„Du mußt während der vierzig bevorstehenden unglückschwangeren Tage dich stumm stellen und nicht ein einziges Wort sprechen, und solltest du sogar ein Schwert über deinem Haupte schweben sehen; hüte dich mit der größten Anstrengung, ein Stillschweigen zu brechen, von welchem die Erhaltung deines Lebens abhängt.“

Er empfahl ihm zuletzt noch, einige heilige Namen Gottes her zu sagen, und begab sich hierauf selber nach einer unzugänglichen Freistätte.

Sechshundert und zwei und vierzigster Tag.

Der Prinz trat an die Thüre des Harems; er wurde von den Verschnittenen in das Gemach der Königinn geführt, welche ihm entgegen stürzte, und indem sie ihn mit Liebkosungen überhäufte, ihn an ihre Seite sitzen ließ. Die Gegenwart des Prinzen, welche den bewundernden Blicken der Königinn eine englische Schönheit und unaussprechliche Anmuth darbot, vollendete ihre Niederlage. Sie befragte ihn mit zärtlicher Theilnahme über seine Gesundheit; er senkte das Haupt, und antwortete nichts. Ein Wink entfernte alle Gegenwärtigen, und als sie sich mit dem Abgott ihres Herzens allein sah, schlang sie sanft ihre Arme um seinen Hals, und sprach zu ihm:

„O mein Prinz, Seele meines Lebens, wie liebe ich dich! Wie viel Nächte sind vergangen, in welcher kein Schlaf meine Augenlieder geschlossen hat! Verzehrt von aller Glut des Verlangens, muß ich Gott Dank sagen, daß er dich für meine Liebe empfänglich gemacht hat. Möge nun der Kummer verschwinden, welcher dich umwölkt, und nur die Freude von deinem

Antlitze strahlen! Alles was deinem Vater gehört, steht mir zu Gebote: verbinde dich mit mir, und nimm Theil an meinen Entwürfen. Du stehst in der Blüte der Jugend; ich bin jung und Königinn: die Schwachheiten und das hinfällige Alter sind das Loos deines Vaters; vermag ein von den Jahren gebeugtes Haupt noch die Last einer Krone zu tragen? Und welche Hülfe ist von einem durch das Alter erstarrten Arme zu erwarten? Wenn du, auf mein Unternehmen eingehend, schwörest, mich zu heirathen, so vermag ich es, den König aus dem Wege zu räumen, und dich an seine Stelle zu setzen. Verbinde dich durch diesen Eid mit mir, und ich will dir meinen geheimen Anschlag enthüllen."

Da der Prinz stumm blieb, so fuhr die Königinn fort:

„Du bist vielleicht nachdenklich über die Mittel, welche wir anwenden müßen, um uns des Königs zu entledigen? hier sind sie: wir laßen ihn ein langsames Gift trinken, welches binnen zwei bis drei Monate sein noch übriges Leben aufzehrt. So stirbt er, ohne daß der geringste Verdacht uns treffe; du besteigest den Thron, und schaltest nach deinem Gefallen über seine Schätze und seine Reiche."

Die Königinn empfing noch keine Antwort, und hub wieder an:

„Fürchtest du etwa, das Misvergnügen der Völker zu erregen, wenn du dich mit der Witwe deines Vaters vermählst? Befiehl, mich nach meiner Heimat zurück zu führen; laß einen Vertrauten, an der Spitze etlicher als Räuber verkleideten Leute, mir am Wege auflauern, mein Gefolge angreifen und zerstreuen; das Gerücht meines Todes wird durch dein Zuthun sich bald überall verbreiten; dann kaufest du mich unter der Verkleidung einer Sklavinn; so wird unsere Vereinigung vollendet, und wir haben zugleich beiderseits unsere Verpflichtungen erfüllt."

Die Königinn, durch das Schweigen des Prinzen, welches sie vergeblich zu brechen versuchte, ermuthigt, und von der Gewalt der Leidenschaft hingerissen, wollte ihn jetzt an sich ziehen, und ihm einen Kuß geben: aber ein Backenstreich hemmte ihre Verwegenheit, und das Blut floß ihr vom Munde. Ihr durch diese Schmach tief verwundetes Herz wurde plötzlich von allen Aufwallungen der Wuth erfüllt, welche sich in folgenden Vorwürfen Luft machte:

„Undankbarer Prinz! ich wollte dich zum Manne und Könige machen, und du vergreifest dich an mir! zittere, und fürchte meine Rache!"

Hierauf lief sie mit aufgelösten Haaren bald hin und her, überall Spuren des Blutes verstreuend; bald setzte sie sich, und wehklagte, nach Art der Weiber.

Der junge Prinz hatte sich wieder nach seiner Wohnung begeben. Der König, voll Ungeduld, den Erfolg des Besuchs seines Sohnes zu vernehmen, kam in den Harem. Als er hier das Gewand seiner Gemahlinn mit Blut besudelt, ihre Haare aufgelöst, und den tiefen Schmerz auf ihrem Angesicht ausgedrückt sah, fragte er sie ängstlich nach der Ursache dieser Verwirrung.

„O mein König," antwortete sie, „dein strafbarer Sohn hat dieß alles angerichtet. Aber was sage ich, dein Sohn! das kann er nimmer sein."

Der König drang in sie, ihm mehr Aufklärung hierüber zu geben, und sie fuhr fort:

„Ich saß hier, als der Bösewicht sich mir nahte; Trübsinn umwölkte sein Angesicht. Ich befahl, uns allein zu laßen, um ihn darüber zu befragen. Alsbald wagte er seine strafbare Hand an mir zu legen: ich stieß ihn zurück; darauf sprach er zu mir:

„Warum bezeigest du dich so strenge gegen mich? Wenn deine Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, und du mir ein sicheres Pfand davon gäbest, so hätte der König bald aufgehört zu leben: wir beide würden uns durch das Band der Ehe vereinigen, und du würdest die alleinige Gebieterinn seiner Schätze und seiner Reiche werden."

Als er aber sah, daß sein Andringen fruchtlos und meine Treue unerschütterlich war, da versuchte er

es, mich zu ermorden, ohne Zweifel, um sein unseliges Geheimnis mit mir zu begraben. Mein Geschrei nöthigte ihn jedoch, die Flucht zu ergreifen. Du siehst nun die Wirkungen der Mishandlungen, welche er an mir verübt hat; seine frevelhaften Anträge gegen dich haben sich deutlich verrathen: komm ihnen zuvor, und sichere durch seinen Tod dir Thron und Leben, welche er dir zu entreißen trachtet.

Bei dieser Erzählung bemeisterten Zorn und Wuth sich völlig der Seele des zu leichtgläubigen Königs, und erstickten jedes andre Gefühl in ihm. Er ging weg, und befahl einem Diener seines Grimmes, den Prinzen herbei zu schleppen.

Sechshundert und drei und vierzigster Tag.

Diese traurige Neuigkeit kam bald zu den Ohren der Vesyre. Sie begaben sich insgesammt zu dem Könige, welcher hierauf die Ausführung seines Befehls noch aufschieben hieß.

„Mächtiger Herrscher,“ sprachen sie zu ihm, „sollte es wahr sein, daß dein unglücklicher Sohn deinen Zorn verdient hätte?“

Als der König hierauf ihre Frage beantwortet und ihnen die Anklage der Königinn mitgetheilt hatte, nahm der erste Vesyr das Wort, und sprach:

„O König! verurtheile deinen Sohn nicht auf die Anklage eines Weibes. Wolltest du strenger sein, als Gott und sein Prophet, dessen Gesetze das Zeugnis eines einzelnen Angebers verwerfen? Wenn die Königinn gegen den Prinzen zween unverdächtige Zeugen aufstellt, so habe die Gerechtigkeit ihren Lauf! du wirst alsdann kein unschuldiges Blut vergossen haben. Ein unglückliches Ende ist stäts die Strafe einer solchen Frevelthat. Gedenke des göttlichen Spruchs: „Wer den Mörder nicht begünstigt, wird von Gott beschirmet.“ Nach einem Grundgesetze der sittlichen Welt, sind die Könige verantwortlich für die Handlungen der Unterdrückung und Gewaltthätigkeit, welche in ihrem Namen in ihren Reichen verübt werden; es ist strenge Pflicht für sie, diese Geiseln ihrer Unterthanen zu entfernen: aber mit noch mehr Sorgfalt müßen sie über ihre eigenen Handlungen wachen. Laßen sie die Ungerechtigkeit unbestraft, so sind vier Arten von Züchtigungen über sie verhängt: erstens, ihr Leben wird verkürzt; zweitens, Unglück erfüllt dessen traurigen Lauf; drittens, ihre Feinde sind stäts siegreich; und viertens, werden sie bei der Rechenschaft am Tage des jüngsten Gerichts, weil sie die Frucht ihrer guten Werke vereitelt haben, der Rache des Himmels überliefert werden. Also dräuete Gott dem Propheten David: „Ich habe dir das Königthum anvertrauet, um unter den Menschen Gerechtigkeit zu pflegen, und nicht deinen Leiden-

schaften zu fröhnen, welche dich vom Wege des Himmels ablenken würden. Wehe denen, die sich davon entfernen, und des Tages der Rache vergessen! sie werden strenge bestraft werden." — O König, diese furchtbaren Worte sind an einen Propheten gerichtet, was dürfen wir erst nicht befürchten? Es ist vernünftig, nicht die ewige Seligkeit gegen die Freuden dieses vergänglichen Lebens zu vertauschen. Der Abgesandte Gottes machte, nachdem er den Bedürfnissen der Natur genügt, zuerst seine Reinigung mit Erde; darnach verrichtete er die vorgeschriebenen Abdest. *) Als er von seinen Gefährten befragt wurde, warum er sich der ersten Reinigung bediente, welche nur gesetzlich wäre, wenn man die erste nicht verrichten könnte, antwortete er: „O meine Freunde, ich fürchte, daß der Tod mich

*) Im Geiste des Muhammedanischen Gesetzes wird die Reinlichkeit des Leibes als ein Sinnbild der Reinheit der Seele betrachtet. Sobald etwas Unreines, oder für unrein erklärtes die Kleider oder den Leib eines Muselmannes berührt hat, ist er unfähig, die verschiedenen Religionsübungen vorzunehmen, bis er sich, nach dem Maaße der Verunreinigung, durch völlige oder theilweise Abwaschung wieder gereinigt hat. Diese Abwaschungen dürfen nur mit reinem und klarem Wasser geschehen, es sei denn durchaus unmöglich, sich dergleichen zu verschaffen, oder daß man wegen Krankheit sich desselben nicht bedienen darf. In solchen Fällen muß reine und von allen unreinen Dingen gesäuberte Erde die Stelle des Wassers vertreten. Abdest ist eine Abwaschung durch Wasser.

überrasche, bevor ich die Abwaschung durch Wasser verrichten kann." Diese Antwort führte ihnen die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge zu Gemüthe, und sie brachen in diese Wehklage aus:

„Laßt uns weinen auf dieser Welt; denn alle ihre Werke sind eitel.

Wo sind sie, die hochmüthigen Herrscher, die Besitzer unermeßlicher Schätze? Das Nichts hat sie verschlungen, und ihre Reichthümer sind zerstoben."

Wozu leiten uns diese traurigen Betrachtungen anders, als zur Erkenntnis, daß die Sterblichen sich nicht den Herrlichkeiten dieser Welt hingeben, noch den Pfad der Gerechtigkeit verlaßen sollen. Ein andrer merkwürdiger Spruch lautet:

„Die Weiber werden stäts für die Männer die ergiebigste Quelle des Unheils sein."

Hüte dich also, o König, daß der Prinz dein Sohn das Schlachtopfer der Bosheit eines Weibes werde. Wie viele Beispiele könnte ich davon anführen! Es sei mir nur vergönnt, dem Könige die Geschichte von dem traurigen Ende des Scheichs Schehabeddin zu erzählen:

„Ich bewillige es," sagte der König. Und der Vesyr fuhr also fort.... *)

---

*) Die hier folgende Geschichte steht schon in 1001 Nacht, Bd. 1. der Scheich kömmt hier aber wirklich um, und hat daher auch den Beinamen Maktul, d. h. der Getödtete, und steht bei den Arabern in großem Rufe wegen seiner Zauberkünste.

O König," fügte der Vesyr hinzu, „diese Geschichte muß dich lehren, wie boshaft und gefährlich dieses Geschlecht ist. Laß deinen Sohn nicht auf die alleinige Anklage eines Weibes hinrichten, oder fürchte eine fruchtlose zu späte Reue. Erlaube uns, den jungen Prinzen zu befragen; vielleicht gelingt es ihm, sich zu rechtfertigen."

Sechshundert und vier und vierzigster Tag.

Der König genehmigte diesen Antrag, und ließ seinen Sohn kommen.

„Prinz," sprach der Vesyr, zerstreue den Irrthum und den Zorn des Königs durch ein aufrichtiges Geständnis, was zwischen dir und der Königinn vorgegangen ist."

Der Prinz antwortete nichts. Da alle dringenden Bitten der übrigen Vesyre und des Königs selber eben so fruchtlos waren, so wurde nach dem Lehrer des Prinzen geschickt, um dieses Stillschweigen zu erklären: aber man vermochte trotz der genausten Nachforschungen nicht seinen Zufluchtsort zu entdecken. Der Zorn des Königs besänftigte sich indessen auf die Vorstellungen der Vesyre, welche zur Untersuchung dieser Sache noch einen Tag Aufschub erhielten. Der erlauchte An-

geklagte wurde ins Gefängnis geführt; und der König setzte sich zu Pferde und ritt auf die Jagd.

Gegen Abend kam er wieder zurück in den Palast, und begab sich zu der Königinn. Nach dem Abendessen sprach sie folgendermaßen zu ihm:

„O König, du hast heute nur deiner Gnade Gehör gegeben: morgen aber ersticke unverzüglich den Keim immerwährender Unruhe; laß die menschliche Gesellschaft von einem, ohne Hoffnung der Heilung aussätzigen Gliede befreien! Vorsicht ist eine weise Tugend. Wir haben zween geheime Feinde, welche uns zugleich sehr lieb sind, unsere Söhne und unsere Schätze; wie es in diesem Spruche lautet:

„Eure Reichthümer und eure Kinder sind eure grimmigsten Feinde: seid auf eurer Hut vor ihnen."

Wird die Wahrheit dieser Lehre nicht durch das Betragen deines Sohnes bestätigt, welchen ich auch den meinigen nennen darf, weil ich stäts die ängstlichste Sorgfalt und alle Zärtlichkeit einer Mutter an ihm verschwendet habe. Aber von dem schwärzesten Undanke beseelt, hatte er gegen uns einen Anschlag im Sinne, vor welchem jeder andere selbst gegen einen Feind erröthet wäre. Ein Dichter sagt:

„Mit vieler und langer Mühe hatte ich ein Hündlein aufgezogen:
es ward groß, fiel mir ins Bein und biß mich."

Die Anwendung dieses Verses auf die Missethat des Prinzen scheint mir so natürlich, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihn dir her zu sagen. Und was wird, nach solchem Frevel an seinen Wohlthätern, der Bösewicht erst beginnen? Die Geschichte jenes Königssohns, dessen Zügellosigkeit beispiellos war, hat viel Aehnlichkeit mit der deines Sohnes: vielleicht ist dir diese Geschichte nicht bekannt?"

Der König bezeugte sein Verlangen, sie zu vernehmen, und die Königinn begann also:

Geschichte der beiden Königssöhne.

„Ein mächtiger König hatte einen zärtlich geliebten Sohn. Er hatte ihm einen Lehrer gegeben, welcher ihn in den Wissenschaften, und vorzüglich in der Sittenlehre anleiten sollte. „Es ist besser," sagt ein Sprichwort, „das Herz zu bilden, als den Geist." Die Uebungen der Wissenschaften, ohne die der Tugend sind mehr schädlich, als nützlich. Zugleich hatte ein Hofmeister von bewährter Weisheit die Aufsicht über die Aufführung des Prinzen. Indem der König diesen beiden Männern die Erziehung seines Sohns anvertraute, hatte er ihnen eingeschärft, kein Vergehen ihres Zöglings ungestraft hin gehen zu laßen, wenn sie sich

nicht seinem Zorn aussetzen wollten. Obschon nun beide sorgfältig über die Handlungen des Prinzen wachten, ergriff doch der König selber noch den geringsten Anlaß, und ließ ihm bald eine leichte Bastonnade *) geben, bald verurtheilte er ihn zum Gefängnis auf einen Tag und eine Nacht, ohne Nahrung. Auf die Frage eines seiner Günstlinge, warum er gegen den jungen Prinzen so scharfe Züchtigungen anwendete, antwortete er:

„Mein Sohn soll nach mir den Thron besteigen; es ist also nützlich, daß er gegenwärtig die ganze Strenge dieser Strafen empfinde, damit diejenigen seiner Unterthanen, welche dieselben verdienen, die Wirkungen seiner Gnade und seines Mitleids erfahren; denn die Saat der Gerechtigkeit gedeihet sicherer in einem dem Gefühle nicht verschlossenen Herzen, und dieses Gefühl wird in einer jungen Seele durch häufige Züchtigungen unabläßig erwecket."

Als der Prinz zu reiferen Jahren kam, entwickelte sich sein Geist, sein Verstand, seine Bescheidenheit und alle schönen Eigenschaften seiner Seele und erwarben ihm die Liebe und Segnungen des Volks.

---

*) In mehreren Königreichen Asiens, besonders in China, wird diese Strafe (Stockschläge auf die Fußsohlen,) welche nichts Entehrendes hat, selbst den vornehmsten Personen ertheilt.

Sechshundert und fünf und vierzigster Tag.

Der König sein Vater hatte einen Nachbar der nicht minder mächtig war, als er: dieser hatte ebenfalls einen Sohn, den er aber mit solcher Verblendung liebte, daß er seinem Lehrer und Hofmeister aufs nachdrücklichste verboten hatte, ihn zu schlagen oder ihm auf irgend eine Weise entgegen zu sein. Seine Befehle wurden mit Bedauern befolgt. Wenn man ihm auch manchmal vorstellte, daß er durch solches Verfahren die bösen Neigungen seines Sohnes begünstige, so wurde doch nicht darauf geachtet: auch schwiegen alle, die den Mishandlungen des Verzogenen ausgesetzt waren, aus Furcht, dem Könige zu misfallen. Die Laster des jungen Prinzen wucherten mit den Jahren; selbst die Kinder der Vornehmen waren nicht sicher vor seinen Mishandlungen; und wenn sie es wagten, darüber zu murren, so liefen sie Gefahr, ihr Leben einzubüßen. Unterdessen kamen dem Könige doch Klagen zu Ohren; er ereiferte sich gegen seinen Sohn, und gab ihm Verweise, welche aber ohne Erfolg blieben; denn man muß den Baum biegen, wenn er jung ist. Dieser entartete Sohn faßte endlich den Anschlag, sich seines Vaters zu entledigen, drang in der Nacht in sein Schlafgemach und stieß ihm einen Dolch in den Busen. Er bemächtigte sich des Thrones, und lastete auf seinen Völkern mit eisernem Scepter. Die Erde

wurde mit unschuldigem Blute getränkt; Tag und Nacht wälzte der Wüthrich sich in Trunkenheit und Wollust, und sättigte seine ehrlosen Lüste mit den Frauen und Töchtern der Großen seines Hofes. Mitten in einem Gelage ergriff er oft einen Bogen, und machte sich ein Vergnügen daraus, seine Geschicklichkeit zu zeigen, indem er einen seiner unglückseligen Gäste mittendurch schoß; und dann zwang er die übrigen zu Beifallsbezeigungen. Entschlüpfte einem von ihnen ein Zeichen des Unwillens, so ließ er ihn nackt an einen Pfahl binden und mit den gräulichsten Martern hinrichten, welche er eigenhändig vollzog. Die Unschuld war kein hinreichender Grund, seiner Grausamkeit zu entgehen. Zuweilen stieg er zu Pferde, ritt auf den Marktplatz, sprengte mitten unter die hier versammelte Volksmenge und zerstreute sie durch Pfeilschüsse. Seine Unterthanen von allen Ständen verfluchten das Andenken seines Vaters, weil er die junge Seele des Prinzen nicht zur Menschlichkeit und zur Tugend erzogen hatte. In Verzweiflung über eine so unerträgliche Bedrückung, wandten sich einige Oberhäupter an den König, der seinen Sohn mit so ausgezeichneter Sorgfalt erzogen hatte, und sandten ihm schriftlich folgende Botschaft:

„O König! sende den Prinzen deinen Sohn uns zum Retter; er komme, das Ungeheuer zu stürzen, welches uns aussaugt: wir wollen es ihm gebunden

überliefern; und von einem verhaßten Joche erlöset, wollen wir deinem Sohne Gehorsam schwören, welcher, wie wir wissen, ein Freund der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit ist: o König, erhöre unsere Bitte!"

Wirklich zog der junge Prinz an der Spitze der Truppen seines Vaters in das Land des Nachbarn. Als beide Heere einander gegenüber standen, wurde der Wüthrich plötzlich von Anführern seines eigenen Heeres ergriffen und zu den Füßen seines Feindes geschleppt. Der siegreiche Prinz befahl, ihn nackt auszuziehen, zu binden und den Händen eines Jünglings zu überliefern, dessen Vater dieser blutgierige König ermordet hatte:

„Räche dich," sprach er zu ihm, „und bestrafe den Mörder deines Vaters mit derselben Todesart."

Der mit einem Dolche bewaffnete Jüngling versetzte dem Wüthrich mehrere Stiche, als dieser dringend um Gehör bat. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben, und er ließ sich also vernehmen:

„Großer Gott, wie unglückselig war meine Bestimmung auf dieser Welt! Hätte man mir Mitgefühl eingeflößt mit den Leiden, welche ich gegenwärtig erdulde, so würde mein Leben verflossen sein, ohne daß ich mir vorzuwerfen hätte, so viel Unglückliche quaalvoll hingerichtet zu haben. Sei drum ewig verflucht, du Urheber meiner Tage! Du, der du meine Erziehung so vernachläßigt und mir nicht in der Jugend die Lehren der Menschlichkeit eingeprägt, und mich nicht mit

den Leiden vertraut gemacht hast! Du würdest wenigstens noch leben, und ich würde nicht einem schmachvollen Tode verfallen sein, welchem meine Grausamkeit so viele Schlachtopfer darbrachte."

Zuletzt bat er, seine Quaal abzukürzen; und er wurde dem Scharfrichter überlaßen, der ihm den Kopf abschlug. Seine Staaten wurden einem Prinzen zu Theil, in dessen Herzen die Keime einer strengen Erziehung so glücklich gefruchtet hatten, und der durch die Weisheit und Gerechtigkeit seiner Regierung mit dem weisen A'bd-al-mumen verglichen zu werden verdient. Sein Vorgänger dagegen, dessen lasterhafte Neigungen niemals durch heilsame Züchtigungen gezügelt waren, ermordete seinen Vater, überließ sich dem Frevel und der Ungerechtigkeit, kam um, und sein und seines Vaters Andenken wurde von ihren Völkern verflucht.

Sechshundert und sechs und vierzigster Tag.

O König! möge die Aehnlichkeit zwischen diesem Vatermörder und deinem Sohne dich erschrecken! Du hast schon erfahren, wie schnöde dieser letzte auf deine Fragen zu antworten verschmähet. Ja, ich muß es dir sagen, du hast dir eine strafbare Nachsicht mit den Vergehungen seiner Kindheit vorzuwerfen. Welche Früchte haben ihm die trockenen Wissenschaften gebracht, welche

du ihn hast lehren laßen? Er ist zum Verräther und Empörer gegen seinen Vater geworden, er bedrohet dein Leben, und entehrt deine Gattinn. Kann man einen strafbarern Anschlag faßen? Ich habe jetzt zwar dein Leben gerettet: aber ich wiederhole es, deine eigene Sicherheit, und das Heil deiner Völker, alles fordert den Tod des Schuldigen. Laß ihn hinrichten! Wo nicht, so wird binnen kurzer Zeit dein und deines Reiches Untergang vollendet sein."

Der König, eingeschreckt durch diese Reden der Königinn, versprach ihr, daß am nächsten Tage ihre gemeinsame Beleidigung sollte gerochen werden. Hierauf gingen beide zu Bette.

So bald die Nacht dem Tage wich, bestieg der König, strahlend von Majestät, seinen Thron. Er ließ den jungen Prinzen vorführen, und verurtheilte ihn ohne Erbarmen zum Tode. In diesem Augenblicke trat der zweite Vesyr herein, und bat um das Wort.

„O König, laß dich nicht zum erstenmal zu einer übereilten und ungerechten Handlung hinreißen. Strafbar ist, wer die Pfeile der Zwietracht schärft, und die Fackel der Verfolgung anzündet; es ist ein Mordbrenner, der, nachdem er ungestraft ein einzelnes Haus niedergebrannt, bald ein Dorf, ja eine ganze Stadt den Flammen übergibt. Die Könige müßen darauf bedacht sein, die Heuchler zu entlarven, und auf ihrer Hut sein gegen die Schmeicheleien und Arglist dersel-

ben; sie müßen die Verbrechen im Zaume halten und sich nicht als blindes Werkzeug eines übermächtigen Einflusses der Reue aussetzen; gleich jenem, der

„unfähig, einen weisen Entschluß zu fassen, die Gelegenheit entschlüpfen läßt, und hinterher das Schicksal anklagt.“

Weiß denn ein solcher nicht, daß Gott, als er dem Menschen den freien Willen ließ, gesagt hat: „Wähnet nicht, daß dem Unterrichteten geschehen werde, wie dem Unwissenden!“ O König, überlege reiflich die Sache des Prinzen deines Sohns; und, wie der Prophet gesagt hat: „hüte dich vor den Lügnern; ihre Zahl wird groß beim Herannahen des jüngsten Tages.“ Aber vor allen ist die Bosheit der Weiber zu fürchten; denn ihr Geist ist fruchtbar an Betrug und Arglist. Unter tausend und abermal tausend Beispielen, möchte ich nur eins auswählen.“

Mit Bewilligung des Königs, fuhr der Vesyr also fort:... *)

„Ermiß aus diesem Beispiel, o König, die ganze Schlauheit der Weiber; verurtheile deinen Sohn nicht, ohne ihn gehört zu haben, noch ohne der Wahrheit versichert zu sein. Du würdest dich in dieser Welt der Stütze deines Alters berauben, und in der andern Welt

*) Hier folgt die aus Boccaccio's Decamerone bekannte Geschichte von dem Papagei, welche schon in 1001 Tag Bd. 1. steht.

die Strafe erleiden, welche denjenigen bestimmt ist, die unschuldiges Blut vergießen. Es ist wohlgethan, die Vollziehung deines Befehls so lange aufzuschieben, bis der Lehrer des Prinzen wieder erscheint."

Der König billigte die Vorstellung des Vesyrs; und nachdem er den jungen Prinzen wieder hatte ins Gefängnis führen laßen, stieg er zu Pferde.

Mit anbrechender Nacht kam der König heim von der Jagd, begab sich in das Harem, und ließ das Abendessen auftragen. Der Gegenstand der darauf folgenden Unterhaltung war der am Morgen dem Prinzen gewährte Aufschub, und die Königinn hub also an:

„Bei einer Sache von solcher Wichtigkeit darfst du nicht deine Vorsicht einschläfern laßen und gleichgültig jeglichen Einflüsterungen nachgeben. Selten wird der unvorsichtige Mensch dem Vorwurf der Thorheit oder Unwissenheit, und besonders nicht dem Unheile entgehen. „Die Sorglosigkeit," sagt ein weiser Spruch, „zeugt, weit entfernt für eine gute Eigenschaft geachtet zu werden, vielmehr von Schwäche des Urtheils." Hüte dich, jenem Fürsten zu gleichen, der aus Mangel an Vorsicht fünfmal seinem Feinde in die Hände fiel.

Die beiden Könige.

Sechshundert und sieben und vierzigster Tag.

Ein König, der schon oft die Uebergewalt der Waffen eines mächtigen Nachbarn erfahren hatte, versammelte, auf die Nachricht von neuen Kriegsrüstungen seines Feindes gegen ihn, selber seine Truppen, und führte sie dem Angreifenden entgegen. Er hatte demselben schon öfter Vorstellungen gemacht über die Ungerechtigkeit und die unseligen Folgen dieses Krieges, dessen Urheber folgender Spruch des Korans verflucht: „Wenn zween Muselmänner das Schwert gegen einander zücken, so wird die Rache Gottes eben so den Besiegten, wie den Mörder treffen.“ Aber die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen gab ihm zu erkennen, daß er die Waffen der Vernunft aufgeben und diesen Streit mit dem Schwert in der Hand endigen müßte. Er ging

also mit den drei Vesyren, welche die Last der Regierung mit ihm theilten, zu Rathe. Der eine von ihnen gab folgendes Gutachten.

„Das Uebergewicht der Kriegskunst und der Tapferkeit muß nothwendig den Sieg zu Gunsten der Feinde entscheiden; die Klugheit räth also, Zeit zu gewinnen. Ziehe dich in das Herz deiner Staaten zurück; und wenn du verfolgt wirst, so wirf dich in eine befestigte Stadt, bis es dir vergönnt ist, die Wiederkehr des Glückes zu hoffen, dessen Unbeständigkeit in diesem Spruche ausgedrückt ist: „Heute dir, morgen mir: auf Regen folgt Sonnenschein.“ —

„Wie besonnen die eben vorgetragene Meinung scheint,“ sagte der zweite Vesyr, dennoch kann ich dem Rathe nicht beistimmen, sich jetzt im Augenblicke des Treffens durch Feigheit zu entehren, und ohne Schwertschlag das Feld zu räumen, welches man noch streitig machen kann: wenn dein Feind auch wirklich das Glück für sich hat, so versuche wenigstens, es dir jetzo wieder günstig zu machen. Dein Rückzug könnte nur, durch Enthüllung deiner Schwäche, den Feinden neue Vortheile gewähren. Verzichte also fortan noch mit andern Waffen zu fechten, als mit der Schärfe des Schwertes, und wenn der Sieg auch zu den feindlichen Fahnen überginge, so würdest du doch sicherlich den Tod nicht fürchten.“

Der dritte Vesyr nahm endlich auch das Wort und sprach:

„Was mich betrifft, so schätze ich an einem Krieger die Gewandtheit eben so hoch, als die unbesonnene Tapferkeit; wenn ein Feldherr in Hinsicht der ersten berühmt ist, so muß man eine offene Feldschlacht mit ihm vermeiden. Eine Kriegslist ist oft eben so viel werth, als ein ganzes Heer. Drum laßt uns diese Nacht den Feind in seinem Lager überfallen; wir werden ohne Widerstand und Erbarmen alles niederhauen, und morgen siegreich heim ziehen.“

Dieser letzte Rath gefiel dem Fürsten; auf ein gegebenes Zeichen, stürzten seine Truppen von allen Seiten über das Lager des Feindes her; auf ein furchtbares Gemetzel, welches bis an den Morgen währte, folgte eine völlige Zerstreuung des Feindes. Der Sieger, wie der Besiegte, zog heim nach seiner Hauptstadt.

Der letzte aber erschien bald darauf wieder an der Spitze eines neuen Heeres, und zwang seinen friedlichen Feind, ihm abermals entgegen zu treten. Als beide Heere einander gegenüber standen, wurde wieder Kriegsrath gehalten; und auf den Rath des Vesyrs, dem man den ersten Sieg verdankte, wurde beschlossen, eine andre Kriegslist anzuwenden, weil ohne Zweifel ein zweiter Ueberfall unthunlich gewesen wäre.

„Man muß einen Hinterhalt legen,“ sagte der Vesyr: „wir ziehen uns in verstellter Flucht und Unordnung zurück; der Feind, dadurch angelockt, wird uns hitzig verfolgen. Sobald er uns dann erreicht, bieten wir ihm die Stirne, und in demselben Augenblicke wird er aus unserm Versteck von hinten her angefallen, und läßt so vielleicht seinen Anführer und seine Fahnen in unseren Händen.“

Sechshundert und acht und vierzigster Tag.

Dieser Anschlag gelang größtentheils, und der Angreifer wurde abermals in die Flucht geschlagen. Er hielt sich aber noch nicht für gänzlich geschlagen, und wollte einen dritten Feldzug versuchen.

Als beide Theile wieder schlagfertig gegen einander standen, rieth der sinnreiche Vesyr seinem Heern, dießmal seine Sicherheit] in dem Tode seines Feindes zu suchen. In dieser Absicht begab sich ein sicherer und entschlossener Mann in das feindliche Lager; er drang bis in das Zelt des unvorsichtigen Königs, und nachdem er diesem mehrere Dolchstiche beigebracht, wurde er selber von der Wache in Stücken gehauen. Die Wunden des Königs waren zwar nicht tödtlich, versetzten ihn jedoch in einen so bedenklichen Zustand, daß die über diesen Unfall erschrockenen Truppen, sich auflösten. Somit war denn auch dieser Feldzug beendigt.

Nach der völligen Herstellung des Königs begannen die Feindseligkeiten von neuen; und bald standen die beiden Heere wieder gegen einander.

„Welche Kriegslist," fragte der friedliche König, sollen wir dießmal anwenden?"

„Ich bin der Meinung," antwortete der Vesyr, „daß du einen Gesandten ernennest, der dem feindlichen Könige deine vorgebliche Unterwerfung verkündige, und ihm reiche Geschenke von Gold und Silber und schönen Sklavinnen darbringe. Einigen von diesen Schönheiten wird aufgetragen, mit Vorsicht deinem Feinde einen Gifttrank beizubringen, dessen Wirkungen dir gewissen Sieg verschaffen."

Auch dieser Entwurf wurde genehmigt, und ausgeführt. Das an Zahl überlegene Heer wurde in demselben Augenblick angegriffen, wo sein Oberhaupt in den Zuckungen des Schmerzes lag, und konnte dem Anlaufe der sehr ungleichen Kräfte nicht widerstehen, denen das Beispiel ihres Anführers voranleuchtete. Wie sollten denn auch die Füße nicht den Bewegungen des Hauptes gehorchen? Nur mit Noth, und indem er sich in eine feste Stadt einschloß, entging der feindliche König dem Gift und der Verfolgung des Siegers. Seine Gesundheit kehrte endlich wieder, und damit das Verlangen der Rache. Er ließ ein fünftes Heer ausrüsten und machte sich damit auf.

Der an Kräften immer schwächere Gegner, dachte jedoch an die Abwehr, und bediente sich seiner gewöhnlichen Mittel. Aber die Erfahrung hatte den Gegner unfehlbar gewitzigt, und so vorsichtig gemacht, daß man jeden verdächtigen Ankömmling verhaftet hätte. Der erfindungsreiche Vesyr faßte jetzo den Gedanken, einen Brief unterzuschieben, welcher an die Befehlshaber und Großen am Hofe des feindlichen Fürsten gerichtet war, und, nach der höflichen Anrede und den Begrüßungen, also lautete:

„Wisset, daß eure Botschaft uns zugekommen und ihr Inhalt von uns beherzigt ist. Den Wünschen für meine Wohlfahrt füget ihr das Ansuchen um meinen Schutz bei: ihr sollt alsbald die Wirkungen desselben erfahren. Aber auch ihr selber müßt euch thatkräftig erweisen: ergreifet und überliefert mir euern Unterdrücker, und ich verbürge euch den sichern Besitz desjenigen Theils eurer Staaten, welchen jeder von euch sich ausbedungen hat."

Diese scheinbare Antwort, wohlversiegelt, und in einen gespaltenen Stock gethan, dessen Stücke wieder zusammen geleimt waren, sollte durch einen Unterhändler dem feindlichen König in die Hände gespielt werden. Der falsche Inhalt, welcher alle seine Befehlshaber und Beamten, ohne Unterschied, verdächtig machte, mußte zwischen ihnen Mistrauen und darnach Trennung hervor bringen.

Das Gewebe schien so gut angesponnen, daß man seine Fäden ohne Aufschub in Bewegung setzte. Der Brief wurde aufgefangen: sein Inhalt erfüllte die Seele des Königs mit Furcht; er hub das Feldlager auf, und ließ zum Rückzuge blasen. Seine wüthende Grausamkeit gegen die vermeinten Urheber des Anschlages gegen ihn hatte die Folge, daß alle Bey's seines Reichs ihm den Gehorsam aufkündigten. Eine wahrhafte von ihnen an den benachbarten friedlichen König gerichtete Botschaft, welche ihn um seinen Beistand anflehte und ihre Unterwerfung betheuerte, bewog diesen Fürsten, mit seinem Heere in das feindliche Gebiet zu ziehen. Als es hier zum Treffen kommen sollte, bemächtigten die Verschworenen sich ihres Königs und überlieferten ihn den Händen seines Feindes, den sie fortan als ihr Oberhaupt anerkannten.

Auf solche Weise gelang es dem Schwächern, seinem übermüthigen Gegner Reich und Leben abzugewinnen.

Sechshundert und neun und vierzigster Tag.

Ich habe durch diese Erzählung den König auffordern wollen, auf seiner Hut zu sein gegen die stummen Umtriebe eines arglistigen Sohnes, der sein Leben und das Glück seiner Völker bedrohet. Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit werden oft dem verderblich, der sich ihnen hingibt.“

Diese Worte befeuerten den Zorn des Königs wieder, und er betheuerte, morgen sollte der letzte Tag des Schuldigen sein.

Als das Licht die Finsternis vertrieben hatte, erschien der König in der ganzen Herrlichkeit der Macht und des Todes; sein unglücklicher Sohn war schon den Händen des Scharfrichters überliefert, als der dritte Vesyr herein trat, und also anhub:

„O König, übereile dein Urtheil nicht auf die bloße Anklage eines Weibes gegen den jungen Prinzen. „Die Uebereilung," sagt der Prophet, „ist ein Werk des Teufels: Besonnenheit dagegen ist Gott angenehm." Der Weise leitet mit Umsicht und Bedacht jede Unternehmung; so würde derselbe, bei der Pflege eines Menschen, der sich den Fuß durch einen Dorn verwundet, zuerst das leidende Glied auf seine Knie setzen, dann mit seinem Munde die verletzte Stelle befeuchten, endlich mit Vorsicht und Schonung eine Nadelspitze anwenden, und, zwar nicht ohne große Schmerzen, den schädlichen Stachel herausziehen, der sonst noch unerträglichere Schmerzen verursachen würde. Kannst du wohl vergessen, daß dein Sohn ein Theil deiner selbst und der Trost deiner Völker ist? Wenn deine eigene Wohlfahrt dir gebietet, diese Sache mit der größten Bedachtsamkeit zu behandeln, so erheischt es auch die Pflicht deiner getreuen Diener, dir mit ihrem Rathe bei zu stehen und den Misgriffen vorzubeugen, auf

welche du gerathen könntest. Sie würden sich für deine Feinde erklären, wenn sie anders handelten. Solches hat ein Dichter in folgenden Versen ausgedrückt:

„O du, der du den Großen dienest, richte deine Anstrengungen stätig auf Wachsthum ihres Zutrauens und deiner Würdigkeit:

Aber wenn du bei ihren Handlungen schweigest, welche du für sie selber als schädlich erkennest, so bist du ein Verräther und ein Feind der Wahrheit."

Alle Folgen einer Handlung erwägen, heißt dem Rathe der Klugheit folgen; und wie ein Dichter, der seine Verse, die Frucht langer Arbeiten und stäten Nachsinnens, dem Papiere anvertrauet, sie noch feilet und überarbeitet, bevor er sie der Genehmigung seines Herrn unterwirft: eben so ziemt es jedem Besonnenen, alle seine Entwürfe tief in sein Herz einzugraben, sie zu reifen, die dabei entdeckten Irrthümer zu verbessern und erst nachdem er sich die ihm abgehenden Aufklärungen verschafft hat, zur Ausführung zu schreiten. Nur durch Befolgung solcher Vorschriften kann man sich vor dem Unheile bewahren, welches die Unbesonnenheit herbei zieht. Die Geschichte jenes Königs, der in der Ungewißheit über die Wahl seines Nachfolgers, nicht abließ, sich Rathes zu erholen, bis er seine eigene Glückselig-

keit und die Wohlfahrt seines Volks gesichert zu haben glaubte, möchte dem Könige wohl gefallen... *)

Durch die Erzählung dieser Geschichte habe ich dir, o König, das Betragen dieses Herrschers zum Vorbilde aufstellen wollen. So wie er, ziehe deine getreuen Vesyre zu Rathe, oder die öffentliche Meinung, oder endlich die Stimme der Gerechtigkeit, und du wirst dir in diesem Leben Reue, und furchtbare Strafe in jenem Leben ersparen."

Der Vesyr warf sich hiemit vor dem Könige nieder, und flehte noch für diesen Tag um Gnade für den Prinzen.

Der König, in welchem diese Erzählung die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge wieder lebhaft angeregt hatte, erhörte die Bitte seines Vesyrs, und ließ seinen Sohn wieder den Händen seiner Wächter übergeben.

Sechshundert und funfzigster Tag.

Als der König wieder zu der Königinn gekommen war, nahm sie das Wort und sprach also zu ihm:

„Weil ich die Entwürfe deiner Vesyre durchkreuze, indem ich sie durch das Sieb einer strengen Prüfung

*) Hier steht schon die weiterhin folgende Geschichte von dem alten König und seinen drei Söhnen, nur umständlicher.

gehen lasse, und weil meine unbestechliche Treue alle ihre Umwege ausspähet, und sie entschleiert, eben deshalb klagen sie wechselsweise mich der Unwissenheit, der Lüge und der Treulosigkeit an. Um die Ausführung ihrer ehrlosen Anschläge zu sichern, nehmen sie selber die Maske der Anhänglichkeit und Treue vor. Wenn du mir Stillschweigen gebietest, so schweige ich, und mögen sie allein volle Freiheit haben zu handeln. Ich kann mich indessen nicht erwehren zu bemerken, daß unter ihnen einige sind, welche du erst aus dem Nichts hervor gezogen und zu der Würde des Vesyrs erhoben hast, zu welcher sie nicht berufen waren; denn, wollte man ihren Ursprung untersuchen, so würden sie vielleicht jenen Vesyren gleichen, deren niedrige Herkunft durch den Propheten Elias *) enthüllt wurde. Wenn dem Könige diese Geschichte etwa unbekannt ist...."

„Ich will sie gern anhören," sagte der König.

*) Der Propheten-Name, welchen der Koran auf die ersten Erzväter der Juden ausdehnt, wird jedoch von Mahomed auf die kleine Zahl derjenigen beschränkt, welchen die Bibel eine göttliche Sendung beilegt. Unter diesen ist auch der Prophet Elias einer der vornehmsten: die Ueberlieferung von der unsterblichen Fortdauer seines Lebens hat sich auch bei den Muselmännern erhalten.

Der Prophet Elias.

Sechshundert und ein und funfzigster Tag.

„Ein großer König wurde von dem Verlangen gequält, den Propheten Elias zu sehen. Er wiederholte oftmals, wer ihm diese Freude verschaffen könnte, dem würde er freigebig jede Bitte gewähren. Ein unternehmender Sophi *) machte den Anschlag, sich drei Jahre lang auf Kosten des Fürsten nach Gefallen unterhalten zu laßen, indem er ihm versprach, alsdann seinen Wunsch zu erfüllen. Er schloß nämlich also: vor Ablauf der drei Jahre bin ich entweder schon todt, oder der König erleidet irgend einen großen Unfall, oder ich bekenne am Ende meinen Betrug, und erhalte Verzeihung."

Er erschien alsbald in dem Palaste des Königs, der sein Erbieten annahm, ihn aber mit einem unver-

*) Mahomedanischer Geistlicher.

meidlichen Tode bedrohte, wenn er nicht Wort hielte. Der Sophi, mit diesem Vertrage zufrieden, wurde in besondere Zimmer geführt, und ihm hier sogleich alles gewährt, was er irgend wünschte.

Die drei Jahre verliefen, und es trat nichts von alle dem ein, was der Mönch voraus gesetzt hatte. Die Furcht trieb ihn zur Flucht; er flüchtete sich auf einen Gottesacker, und setzte sich dort nieder. Da nahte ihm ein Jüngling, weiß gekleidet und von freundlicher Gestalt, grüßte ihn, und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Sophi antwortete nicht; der Jüngling aber drang weiter in ihn, und sagte:

„Vielleicht gibt es für deinen Kummer noch ein Heilmittel."

Der Sophi vertraute ihm endlich alles, und der Jüngling übernahm es, für ihn den König zu befriedigen, und hieß ihn nach dem Palaste folgen.

Während beide auf dem Wege dahin waren, hatte der König schon seinen Leuten befohlen, ihm den Sophi zu bringen. Dieser wurde nun ergriffen und vor den König geführt, der ihn nochmals aufforderte, sein Wort zu lösen, oder ihn mit dem Tode bedrohte.

„O König," sagte der unglückliche Mönch, „wird man immerdar unerbittlich sein bei leichten Vergehungen, und sollen immer nur die großen Schuldigen Verzeihung erlangen?"

„So lautet unser Vertrag,“ erwiederte der König: „die Todesstrafe gebührt dir. Auf welche Weise ist dieser Unverschämte zu bestrafen?“ fügte er hinzu, indem er sich zu seinem Groß-Vesyr wandte.

„Ich wollte,“ antwortete der Vesyr, „daß er in Stücken gehauen und an den Hacken einer Schlachtbank aufgehängt würde, um durch diesen Anblick alle diejenigen abzuschrecken, die durch sein Beispiel versucht würden, deine Majestät zu hintergehen.“

„Wie treffend dieser Vesyr gesprochen hat!“ sagte der Jüngling, der den Sophi begleitet hatte: „jedes Ding kehrt zu seinem Ursprunge zurück.“

Als der zweite Vesyr auf dieselbe Frage des Königs vorgeschlagen hatte, den Schuldigen lebendig in siedendes Wasser zu stürzen und sein Fleisch den Hunden vorzuwerfen, billigte der Jüngling auch diese Meinung, und wiederholte die Worte: „Jedes Ding kehrt zu seinem Ursprunge zurück.“

Jetzo war die Reihe an dem dritten Vesyr, er nahm also das Wort und sprach zu dem Könige:

„Wenn du diesem Elenden Wohlthaten erwiesen hast, so sei es um Willen des Propheten Elias geschehen. Du wirst für diese Gutthat in jenem Leben belohnt werden. Ich meine, daß du diesem Schuldigen die Freiheit schenken mußt.“

Der König verwunderte sich, als er den weißgekleideten Jüngling auch diese letzte Meinung billigen,

und seinen Spruch wiederholen hörte: „Jedes Ding kehrt zu seinem Ursprunge zurück.“ Er redete ihn also an:

„Wie kannst du die drei verschiedenen Meinungen meiner Vesyre vereinigen und sie alle gut heißen?“ —

„Dein erster Minister stammt aus dem Gewerbe der Schlächter: seine ursprünglichen Neigungen walteten wieder vor, und er war dem Mitleid unzugänglich. Der zweite Vesyr, dessen Vater ein Koch war, hat, von der ursprünglichen Richtung hingerissen, sein Urtheil seinem Geschmacke gemäß abgefaßt. Aber der dritte Vesyr, aus einem edlen Stamme entsproßen, hat für den Schuldigen um Gnade gebeten. Du siehst also, daß in Wahrheit jedes Ding zu seinem Ursprunge zurückkehrt.“

Nachdem er noch viele weise Lehren hinzu gefügt, gab der Prophet Elias sich zu erkennen, und verschwand.

Sechshundert und zwei und funfzigster Tag.

Ich ziehe aus dieser Geschichte den Schluß, daß deine Vesyre, als Menschen von dunkler Herkunft, der Treue und der Dankbarkeit unfähig sind. Hüte dich zumeist, ihren Reden Glauben zu schenken....

Komm dem Streiche zuvor, der dir drohet. Aber die Zeit entschlüpft, und du hast einen Geier genährt, der dir im Schlafe das Herz abfressen wird.“

Der König Häsikin wurde durch die Reden der Sultaninn dermaßen erschreckt, daß er versprach, unfehlbar am nächsten Morgen den Prinzen enthaupten zu laßen. Hierauf ging er zu Bette.

So bald die Morgenröthe erschien, stand er auf und begab sich in seinen Rathssaal. Er besprach sich mit seinen Vesyren über die Reichsangelegenheiten, und fragte sie dann, ob Nurgehan, (so hieß sein Sohn,) sein Stillschweigen gebrochen hätte, um sich zu rechtfertigen. Sie antworteten nein, und was sie ihm auch zugeredet, er habe durchaus nicht sprechen wollen. Da gerieth der König in Zorn, und befahl dem Scharfrichter ihm den Prinzen vorzuführen und ihn auf der Stelle hinzurichten.

Aber der vierte Vesyr trat jetzo hervor und hub also an:

„O König der Welt! übereile dich nicht so sehr, ein dir so theures Blut zu vergießen; hüte dich, einem unschuldigen Prinzen das Leben zu nehmen; mistraue derjenigen, die den Sturm in diesem Meere der Empörung aufregt, und das Feuer in diese Saaten schleudert. Die Weiber sind fruchtbar an Lug und Trug. Mit gekreuzten Beinen auf einem Sopha sitzend und ihre Zehen in der Hand haltend, sinnen sie den ganzen Tag nur auf Listen, die Männer zu betrügen. Möge deine Majestät sich der Worte erinnern, welche Mahomed sterbend aussprach:

„Ich hinterlaße," sagte er, „den Menschen keinen andern Keim der Verwirrung, als die Weiber. Ich habe getrachtet, durch strenge Einschärfung meiner Gesetze, alle Gebrechen der Welt auszutilgen: aber ich habe die tiefste Wurzel derselben nicht ausrotten können, nämlich, dieses für die Ruhe des Menschengeschlechts so verderbliche, als für seine Erhaltung nothwendige Geschlecht."

Wenn ich dir, mein König, die Geschichte des Oberstallmeisters Saddyk erzählte, welche einer von unseren Schriftstellern beschrieben hat, so würdest du nicht so eilig sein, den blutdürstigen Rath der Sultaninn zu befolgen.

Der König, in dem, so erzürnt er auch war, doch nicht minder ein Vaterherz sich regte, hörte mit Wohlgefallen alles, was man ihm sagte, um ihn von der Unschuld seines Sohnes zu überzeugen. Er hieß den Vesyr die Geschichte Saddyks erzählen; was dieser denn auch folgendermaßen that.

Geschichte
des
Oberstallmeisters Saddyk.

Sechshundert und drei und funfzigster Tag.

„Man erzählte eines Tages dem Togaltimur-Chan, König der Tatarei, daß in seinem Reiche ein Mann lebte, der ein so großer Feind der Lüge wäre, daß er stäts die Wahrheit redete. Der König wollte ihn um sich haben, und gab ihm in seinem Palaste das Amt des Oberstallmeisters. Ein Hofmann von einer so ungewöhnlichen Denkart erwarb sich bald Feinde, die nichts unversucht ließen, ihn zu verderben; aber der König war nicht einer von jenen Fürsten, die sich vorweg einnehmen laßen, sondern wollte sich von

allem selber überzeugen; er prüfte also seinen Oberstallmeister bei verschiedenen Gelegenheiten, und befand ihn stäts so freimüthig und aufrichtig, daß er ihm den Beinamen Saddyk gab. *)

Unter allen Feinden Saddyks war der Vesyr Tangirbirdi am meisten auf seinen Untergang erpicht. Es gab keine Arglist, welche dieser Minister nicht anwendete, um ihn bei Togaltimur anzuschwärzen; und da ihm dieß nicht gelingen wollte, so äußerte er eines Tages seinen Verdruß darüber gegen seine Tochter Hoschendam. **)

„Wie unglücklich bin ich!" sprach er zu ihr: „Wol tausend alte Höflinge habe ich schon in Ungnade gebracht, und vermag jetzo nicht einmal einen Menschen zu stürzen, der kaum erst an den Hof gekommen ist. Saddyk siegt über alle meine Anstrengungen, sein Glück zu untergraben."

Hoschendam, welche nicht minder boshaft war, als ihr Vater, sagte darauf, anstatt ihn abzumahnen, Saddyks Glück fürder zu untergraben:

„O mein Vater! laß ab, dich deshalb zu betrüben: wenn du durchaus den Saddyk bei dem Könige stürzen willst, so darfst du mich nur gewähren laßen."

---

*) Saddyk heißt, der Wahrhaftige.
**) Hoschendam bedeutet im Persischen schöner Wuchs.

„Und wie willst du das anfangen, meine Tochter?“ versetzte der Vesyr.

„Frage mich nicht weiter darum,“ antwortete sie: „erlaube mir nur, zu dem Oberstallmeister zu gehen, und ich verspreche dir, es dahin zu bringen, daß er vor dem König eine Lüge sagen soll.“

„Thu alles was dir gefällt, meine Tochter,“ sagte der Vesyr in der Verblendung seines Hasses: „ich gebe dir jede Erlaubnis; halte mir nur dein Wort, gleich viel um welchen Preis.“

Hoschendam dachte sofort nur an die Ausführung eines Anschlages, welchen sie ersonnen hatte. Sie legte ihre schönsten Kleider an, schmückte sich mit allen ihren Juwelen, färbte sich die Augenbrauen mit Veßmé, *) und die Augenlieder mit Sürmé; **) sie vergaß auch nicht, ihre Hände mit Kna ***) zu reiben. Nachdem sie endlich ihre angeborene Schönheit durch alle möglichen Reize der Kunst erhöhet hatte, ging sie bei Nacht aus dem väterlichen Hause, im Gefolge mehrerer Sklaven, welche sie nach dem Hause des Oberstallmeisters begleiteten. Als sie hier an der Thüre war, entließ sie alle ihre Sklaven; hierauf klopfte

---

*) Veßmé ist der Indigo von Agra, der ohne Zumischung gebraucht wird, folglich ins Schwarze spielt.

**) Sürmé ist zubereiteter Spießglanz.

***) Kna im Türkischen, und Henna im Arabischen ist eine Art der Indischen und Arabischen Filaria, mit einer rothen Frucht, welche getrocknet und zerrieben wird.

sie an, und es wurde geöffnet. Sie sagte, sie wünschte mit Saddyk über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen. Man ließ sie ein, und führte sie in das Zimmer des Oberstallmeisters. Er saß auf einem Sopha; sie grüßte ihn, näherte sich, schlug den Schleier zurück, der ihr Antlitz verhüllte, und setzte sich zu ihm auf denselben Sopha, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Sechshundert und vier und funfzigster Tag.

Saddyk, der noch niemals, selbst im Traume nicht, ein so schönes Weib gesehen hatte, wurde von ihrem Anblicke so tief getroffen, daß er starr vor Erstaunen saß. Die Schöne, welche nur deshalb gekommen war, ihm Liebe einzuflößen, sparte kein Mittel, es dahin zu bringen. Sie blickte ihn liebäugelnd an; und als sie überzeugt war, daß sie glühende Begierden in ihm aufgeregt hatte, und daß er fähig wäre, alles zu thun, um sich die Befriedigung derselben von ihr zu verdienen, brach sie endlich das Schweigen mit folgenden Worten:

„O Saddyk! wundere dich nicht, in der Nacht eine Frau in dein Haus kommen zu sehen, welche dich liebt; ich will dir gefällig sein: aber zuvor mußt du mir gewähren, was ich dich bitten will.“

„Seele meiner Seele," rief der Oberstallmeister aus, ganz außer sich vor Liebe: „du darfst nur reden. Was kann ich diesen mächtigen Reizen, die mich gefangen haben, noch versagen? Gebiete deinem Sclaven; was forderst du von ihm?"

„Ich möchte mir gerne gütlich mit dir thun," antwortete Hoschendam: „ich habe ein unwiderstehliches Gelüst auf Pferdefleisch. *) Du mußt auf der Stelle das fetteste aller Pferde im königlichen Marstalle schlachten; wir schneiden das Herz und die Leber aus, laßen sie braten, und essen sie zusammen."

„Reizendes Fräulein," erwiederte Saddyk, „fordre lieber mein Leben, und du sollst es haben: aber alles was dem Könige meinem Herrn gehört, muß mir heilig sein. Wir wollen das Mahl bis Morgen verschieben; ich kaufe ein speckfettes Roß, und wir wollen uns fürstlich damit bewirthen."

„Nein, nein," versetzte Hoschendam, „ich will von einem Pferde des Königs essen; das ist nun einmal mein Gelüst, welches du mir zu gefallen befriedigen mußt."

„Ich kann mich nicht dazu entschließen," erwiederte Saddyk, „ich liebe den König meinen Herrn zu sehr, um ihm den geringsten Verdruß zu verursachen;

*) Es ist bekannt, daß die Tataren Pferdefleisch essen, so wie Stutenmilch trinken. — Das erste thaten auch die heidnischen Skandinavier.

überdieß würde ich ihn nicht ungestraft beleidigen. Wenn ich die Schwachheit hätte, deinem Begehren nachzugeben, so bin ich versichert, er würde mich nicht unbestraft laßen."

„Du hast nichts zu fürchten," sagte Hoschendam; „wenn der König dich nach diesem Pferde fragt, so darfst du ja nur sagen, daß du, weil du dasselbe unheilbar krank befunden, für räthlich erachtet, es zu tödten, damit es die übrigen nicht mit seiner Krankheit anstecke. Der König, der dir vorzugsweise den Namen Saddyk beigelegt hat, wird dir alles aufs Wort glauben, und sogar deine Vorsicht loben."

Diese Worte machten den Oberstallmeister wankend. Was soll ich thun?" sprach er bei sich selber. „Einerseits hält die Ehrfurcht, welche ich vor dem Könige hege, und die Furcht vor der Strafe mich zurück; andrerseits versuchen mich die Reize dieses mondgleichen Angesichts."

Als Hoschendam ihn wanken sah, erneuerte sie ihre Bitten und begleitete sie mit so lebhaften Liebkosungen, daß er endlich ihrem Begehren nachgab.

Beide begaben sich hierauf in den Marstall des Königs. Hier sagte Hoschendam zu Saddyk:

„O mein Fürst! weil du mir nun diese Gnade bewilligst, so mache sie vollständig. Ich bitte dich, schlachte dieses schwarze Roß, welches ich von den übrigen abgesondert stehen sehe."

„O meine Königinn! meine Sultaninn!“ rief der Stallmeister aus: „was erkühnst du dich, zu fordern? du stellest meine Liebe auf eine all zu harte Probe. Weißt du, daß dieses schwarze Roß dasjenige ist, welches der König mehr als alle übrigen liebt? Es ist mir unmöglich, dir zu genügen: wähle dir ein andres aus, und ich will es auf der Stelle schlachten; das ist alles was mir verstattet ist, für dich zu thun; oder vielmehr, es ist alles was du von meiner Nachgiebigkeit erwarten darfst.“

Die Schöne ließ sich damit nicht abspeisen; im Gegentheil, sie schlang ihre Arme um Saddyks Hals, und sagte zu ihm:

„O mein König! mein geliebter Stallmeister! versage mir nicht, was ich von dir bitte, ich beschwöre dich darum. Ich weiß wohl, daß der Beweis der Liebe, welchen ich von dir fordere, einigermaßen deine Pflicht verletzt: aber die Frauen sind wunderlich und eigensinnig; und wenn sie leidenschaftlich etwas begehren, so wollen sie es durchaus erlangen. Sei also etwas gefällig gegen meine Einfälle: ich will dich mehr als mein Leben lieben, wenn du thust, was ich von dir erwarte.“

Sie begleitete diese Worte mit so viel Zärtlichkeitsbezeigungen und mit solchem Ungestüm, daß der Stallmeister nicht länger widerstehen konnte: er nahm ein Messer, und schlachtete eigenhändig das schwarze Roß;

er schnitt ihm das Herz und die Leber aus, ließ beides braten, und verzehrte es in seinem Gemache mit Hoschendam, welche aus Erkenntlichkeit die ganze Nacht bei ihm blieb.

Sechshundert und fünf und funfzigster Tag.

So bald der Tag graute, nahm die Schöne Abschied von dem Stallmeister, und ging heim zu ihrem Vater, dem sie alles erzählte, was vorgegangen war.

Der Vesyr war so voll Freuden darüber, daß er unbekümmert um den Preis, wofür seine Tochter diese nächtliche Rolle gespielt hatte, alsbald aufstand und sich nach dem Palaste begab, wo er dem Könige dieses Abenteuer erzählte. Aber er hütete sich wohl zu sagen, das Hoschendam die bewußte Schöne gewesen, noch daß sie, um seinem Haß und seiner Eifersucht zu dienen, die Rechtschaffenheit Saddyks in Versuchung geführt hatte.

Während der Vesyr Tangribirdi dem Könige dieß mit aller der Bosheit eines alten Höflings erzählte, der seinen Feind stürzen will, war der Oberstallmeister daheim wieder zur Besonnenheit gekommen, und stellte sehr bittere Betrachtungen über die süßen Freuden an, deren er diese Nacht genossen hatte: „Wie unsinnig sind die Menschen," sagte er sich, „sich mit solcher Wuth

ihren Leidenschaften preis zu geben! Ich hätte viel besser gethan, die Schöne mit einer Weigerung heim zu schicken, als ihr zu gefallen ein Roß zu tödten, welches die Lust des Königs meines Herrn war: ich würde dann nicht von allen den grausamen Gedanken gequält sein, welche gegenwärtig meine Ruhe stören. Wehe mir! was soll aus mir werden? Was soll ich meinem Könige antworten, wenn er mich nach seinem Lieblingspferde fragt? Ich, der ich mir bisher zum Gesetze gemacht habe, stäts die Wahrheit zu sagen, soll ich zu der Lüge meine Zuflucht nehmen? das hieße ein neues Verbrechen dem begangenen hinzufügen. Auf der andern Seite, wenn ich aufrichtig alles bekenne, so wird meine Offenherzigkeit mir das Leben kosten. Wozu soll ich mich nun entschließen? Zur Lüge? Wohlan: stellen wir uns vor, ich komme in den Palast," fuhr er fort, indem er seine Mütze vom Kopfe nahm und sie vor sich auf die Erde setzte: „nehmen wir an, meine Mütze sei Togaltimur; und nun wollen wir sehen, ob ich die Dreistigkeit habe, vor einem König eine Lüge zu behaupten. Ich trete ein, und verneige mich vor ihm.

„Saddyk," redet er mich an, „geh und sattele mein schönes schwarzes Roß, ich habe Lust, es heute zu reiten." —

„Herr, es ist ihm ein Unfall zugestoßen: gestern Abend wollte es durchaus nicht fressen, was man ihm

auch darbot, und um Mitternacht ist es schon verschieden, ohne das ich die Ursache seines Todes weiß.“ —

„Wie! mein schwarzes Roß, das sich gestern noch so wohl auf befand, ist gestorben? Warum mußte es gerade dieses unter so vielen anderen in demselben Marstalle sein? Was erzählst du mir da für ein Mährchen? Geh, du bist ein Lügner, du hast gewiß mein Roß an einen Fremdling verkauft, der es diese Nacht heim in sein Land geführt hat: oder du selber hast es im Uebermuthe deines Herzens getödtet. Wähne nicht, dich meiner Rache zu entziehen, du sollst bestraft werden, wie du es verdienst: herbei, man haue diesen Spitzbuben in Stücken!“

Togaltimur wird ohne Zweifel,“ fuhr Saddyk in seinem Selbstgespräche fort, „mich auf solche Weise anreden, und dieß wird der Lohn sein für die erste Lüge, welche ich Zeit meines Lebens ausgesprochen habe. — Jetzo wollen wir sehen, ob ich, wenn ich die Wahrheit sage, eine bessere Behandlung von dem König erfahre. —

„O Saddyk! man bringe mir mein schwarzes Roß; ich will aus der Stadt reiten.“ —

„O König! du siehst deinen Diener in der tiefsten Betrübnis: es hat mich diese Nacht ein schönes Fräulein besucht, die von mir das Herz und die Leber deines schwarzen Rosses gefordert, und ich habe es ihr nicht versagen können.“ —

„Wie, du bist fähig gewesen, mein schönes Roß zu schlachten, um dir die Gunst eines Weibes zu verdienen? Ha, wahrlich, das freuet mich! Man rufe den Scharfrichter herbei, damit er hier sein Amt verrichte!" —

So ist der Empfang beschaffen," beschloß der Stallmeister, „welchen ich von dem Könige zu erwarten habe. Sei es, daß ich lüge, oder sei es, daß ich die Wahrheit sage, der Tod ist mir gewiß. O ich Elender! verflucht seien die Reize, welche mich in diese Lage versetzt haben!"

Während er noch mit diesen trübseligen Gedanken beschäftigt war, trat ein Mann herein, der ihn vor den König forderte. Saddyk gehorchte sogleich diesem Befehl, und begab sich zu dem Fürsten, bei welchem er den Vesyr, seinen Feind, antraf.

„O Stallmeister!" sprach der König zu ihm, „ich will mich heute mit der Jagd erlustigen, geh und sattele mir mein schwarzes Roß."

Diese Worte verursachten dem armen Saddyk einen tödtlichen Schreck, und er antwortete ganz verwirrt:

„O Herr, es ist diese Nacht deinem Knecht ein unseliges Abenteuer begegnet: wenn deine Majestät mir gebietet, es zu erzählen, so werde ich gehorchen."

„Wohlan, rede," erwiederte der König.

Sechshundert und sechs und funfzigster Tag.

„Gestern Abend," fuhr der Stallmeister fort, „saß ich in meinem Gemache, als eine verschleierte Frau herein trat; sie setzte sich zu mir auf das Sopha, entschleierte sich und zeigte mir einen Busen und Nacken von hinreißender Schönheit. Sie machte mir tausend Liebkosungen; und als sie meine Begierden in volle Flammen gesetzt hatte, verhieß sie mir, sie zu befriedigen, wenn ich ihr zuvor das Herz und die Leber deines schwarzen Rosses gäbe. Wie groß meine Begier war, meine Lust zu büßen, dennoch antwortete ich unbedenklich, daß ich mich nimmer dazu entschließen könnte ein Roß zu tödten, welches mein König und Herr so sehr liebte. Da schlang sich aber die Schöne um meinen Hals und sagte mir tausend so leidenschaftliche Dinge, daß ich ihrem Andringen nicht länger zu widerstehen vermochte. — Das ist, o Herr, die aufrichtige Erzählung meines Abenteuers; ich bekenne mein Vergehen, und weit entfernt, durch Lügen mich der verdienten Strafe entziehen zu wollen, komme ich, mich selber ihr darzubieten. Hier ist das Schwert und mein Haupt."

Der König wandte sich hierauf zu seinem Vesyr, und fragte ihn, um seine Meinung, auf welche Weise Saddyk bestraft werden müßte.

„Herr," antwortete ihm der Vesyr, voll Freuden über diese Aufforderung, „ich bin der Meinung, daß er bei langsamem Feuer gebraten werde; ein Mensch, der es gewagt hat, seinen Lüsten ein dir so theures Roß zum Opfer zu bringen, verdient keine Verzeihung."

„Ich bin nicht deiner Meinung, Vesyr," erwiederte Togaltimur; „ich halte es für vernünftiger, das erste Vergehen eines Mannes zu verzeihen, als es zu bestrafen."

Hierauf wandte er sich zu dem Stallmeister und sagte zu ihm:

„O Saddyk! ich bewundre deine Aufrichtigkeit, und ich entschuldige deine Schwachheit; wäre ich an deiner Stelle gewesen, ich würde nicht allein mein schwarzes Roß, sondern meinen ganzen Marstall hingegeben haben: die Anreizung war zu stark, um ihr zu widerstehen; kein Mann hätte sich derselben erwehrt. Ich verzeihe dir also den Tod meines Pferdes, und ich rechne es dir so hoch an, mir in diesem Falle die Wahrheit gesagt zu haben, daß ich befehle, dir zur Stunde ein Ehrenkleid zu bringen."

Als der Vesyr Tangribirdi sah, daß der Stallmeister, anstatt bestraft zu werden, vielmehr noch belohnt wurde, und daß seine Tochter sich fruchtlos preisgegeben hatte, um seinem Hasse gegen den Stallmeister zu dienen, empfand er darüber so tiefen Verdruß, daß er krank ward; ja er starb selbst wenige Tage dar-

nach, und der glückliche Saddyk wurde an seiner Stelle zum Vesyr erwählt.

Sechshundert und sieben und funfzigster Tag.

Herr," fuhr der vierte Vesyr des Königs von Persien fort, „sei nicht minder nachsichtig, als der König Togaltimur, verzeihe einen ersten Fehltritt; aber was sage ich einen Fehltritt? Welchen Beweis gibt es, daß der Prinz das Verbrechen hat begehen wollen, dessen man ihn anklagt? Du glaubst alles, was dir die Königinn davon gesagt hat, und auf ihr Wort allein willst du dich in dem Blute deines Sohnes baden. Der Himmel bewahre dich vor diesem unseligen Vorhaben! Mindestens, o König des Erdkreises, mindestens befiehl, bevor du es ausführest, daß man Abunaschar, den Lehrer des Prinzen, nochmals überall suche; er wird uns den wahren Grund des geheimnisvollen Stillschweigens Nurgehans entdecken; denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß er darum weiß."

Der König fand diese Rede sehr vernünftig; er gab Befehl, den Abunaschar überall aufzusuchen, und er verschob die Hinrichtung des Prinzen bis auf Morgen.

Nachmittag verließ Hâfikin seinen Palast, und ging, wie gewöhnlich, auf die Jagd; als er am Abend heim kam, speiste er mit der Sultaninn, welche nach dem Mahle also zu ihm sprach:

„O Herr, zu lange verschiebst du Nurgehans Hinrichtung; dich wird deine Nachsicht noch gereuen, wie einst dem Sultan Bajaset. Dieser Fürst sah einen kleinen räudigen Hund, der vor Hunger verschmachtete, er hatte Mitleid mit ihm, hub ihn auf, und trug ihn an einen Ort, wo er ihn nähren und sorgfältig pflegen ließ. Als der Hund groß geworden, biß er eines Tages seinen Wohlthäter, der zu ihm sagte:

„O du undankbares Thier! ich habe dir gutes gethan, warum beißest du mich?"

Augenblicklich ließ Gott zu, daß der Hund ihm antwortete:

„O Bajaset! angeborene Bosheit wird nimmer gebessert."

Beherzige wohl, was ich dir sage, Herr," fügte die Sultaninn hinzu, „und komm durch schleunige Bestrafung dem traurigen Schicksale zuvor, welches ein König erfuhr, dessen Geschichte ich dir erzählen will.

Geschichte
von dem angenommenen Sohne.

Sechshundert und acht und funfzigster Tag.

Ein Kodscha *) bekam eines Tages Lust zu reisen. Er machte sich auf den Weg mit seiner Frau, welche jung und schön war, und beide nahmen all ihre Habe mit. Unterweges wurden sie von einem Räuber angefallen, der sie in sein Gebirge führte, welches ihm zum Schlupfwinkel diente. So bald er hier angelangt war, band er dem Kodscha die Hände auf den Rücken, und that seiner Frau Gewalt an, welche schwanger ward. Er behielt beide lange dort bei sich, und entließ sie nicht eher, als bis er sah, daß die Frau ihrer Entbindung nahe war.

*) Kodscha bedeutet im Türkischen einen Doctor.

Als der Doctor frei war, begab er sich nach der nächsten Stadt, und nahm Herberge in einer Karavanserei, wo seine Frau bald darauf mit einem Sohne niederkam.

„Was wollen wir mit diesem Kinde anfangen?" sagte sie: „wollen wir es auf erziehen?"

„Davor will ich mich wohl hüten," antwortete der Kodscha; „da es nicht von mir ist, so will ich mich auch nicht damit belästigen."

Mit diesen Worten nahm er das Kind in den Windeln und trug es selber nach einer Moschee, an deren Thüre er es aussetzte.

Sechshundert und neun und funfzigster Tag.

Zufällig kam der König des Landes an dieser Moschee vorbei; er erblickte das Kind, und fragte, warum es da läge. Man antwortete ihm:

„Herr, es ist ein Kind, welches niemand für das seine erkennen will, und welches hier ausgesetzt ist, damit irgend ein wohlhabender Mann sich seiner erbarme und es mit nehme, es aufzuziehen, in Hoffnung der ewigen Glückseligkeit."

Der König fühlte alle Regungen des Mitleids, deren ein von Natur menschenfreundlicher Fürst nur fähig ist. Er that noch mehr: er stieg vom Pferde,

nahm das Kind, ließ es durch den Kragen seines Hemdes ziehen, *) d. h. er nahm es an Kindes Statt an, indem er sagte:

„Weil ich keinen Erben habe, so will ich diesen Knaben aufziehen laßen: vielleicht wird er einst noch die Stütze meines Thrones. Und wenn er es verdient, kann ich ihm wohl gar meine Krone hinterlaßen.“

Man trug das Kind in den Harem, nahm ihm die Windeln ab, und legte ihm feinere, noch ungebrauchte an. Man suchte ihm auch eine Amme, kurz, man pflegte seiner mit solcher Sorgfalt, als wenn es des Königs leiblicher Sohn wäre. Es ward ein schöner Knabe, von stattlichem Wuchs. So bald er fünf Jahre alt war, übergab man ihn einem geschickten Lehrer, der ihn in den schönen Wissenschaften unterrichtete; hierauf lernte er die Waffen führen, reiten und allerlei Leibesübungen. Besonders zeichnete er sich aus im Kugelspiel. Es war ein Vergnügen, ihm bei seinen Uebungen zuzusehen; er zeigte dabei solche Geschicklichkeit, daß es alle Welt entzückte. Seine Lehrmeister selber waren nicht minder erstaunt, als die Uebrigen, über seine Gewandheit und Kraft. Der König wünschte

*) Dieß war ein altpersischer Gebrauch bei der Annahme an Kindes Statt.

sich Glück, einen Jüngling auf erzogen zu haben, der seiner Pflege so wohl entsprach, und in der Folge hatte er noch mehr Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; denn als einige benachbarte Könige ihm den Krieg erklärt hatten, sandte er seinen angenommenen Sohn gegen sie aus, und dieser schlug sie und verrichtete so glänzende Thaten, daß er bald für den streitbarsten Mann im ganzen Heere galt. Nichts konnte seiner Tapferkeit und der Stärke seines Säbels widerstehen.

Es ist noch zu bemerken, daß der König, kurze Zeit nach der Annahme des Knaben an Kindes Statt, von einer seiner Frauen eine Tochter erhalten hatte. Diese junge Prinzessinn war von ausnehmender Schönheit. Der Jüngling hatte, als Bruder, die Freiheit sie zu sehen, und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Aber der König versprach sie dem Sohn eines Sultans, und es war nahe daran, daß diese Heirath vollzogen werden sollte. Der Jüngling empfand darüber einen tödtlichen Verdruß, und als er eben einem Derwisch begegnete, sagte er zu ihm:

„Guter Derwisch, ich habe eine Frage an dich: soll ein Mann die ersten Früchte seines Gartens genießen, oder sie von einem andern verzehren laßen?"

Der Derwisch, welcher die Kunst Mekâschefa *) besaß, errieth seine Gedanken, und antwortete ihm:

*) Mekâschefa heißt die Wissenschaft, welche sich vermißt, die geheimsten Gedanken der Menschen zu erforschen.

„Prinz, zuvor muß man wissen, ob in dem Garten etwa ein Baum steht, von dessen Früchten zu essen der Allerhöchste verboten hat, so wie er Adam und Eva verbot, von dem Getreide *) zu essen."

Der Jüngling, unzufrieden mit dieser Antwort des Derwisches, und von seiner Leidenschaft gestachelt, entführte die Prinzessinn mit Gewalt, nahm etwa zwei tausend ihm ergebener Soldaten aus dem Palast mit, und zog damit nach einer andern Stadt.

Als der König diese Neuigkeit vernahm, gerieth er in Wuth; er versammelte schleunig ein Heer, und verfolgte den Räuber seiner Tochter. Aber dieser, nachdem er die Prinzessinn in Sicherheit gebracht hatte, legte sich am Fuß eines Berges in einen Hinterhalt, und überfiel den König, der sich dessen gar nicht versah. Er hieb alle seine Truppen in Stücke, nahm ihn selber gefangen, tödtete ihn eigenhändig, und so bestieg dieser undankbare Sohn den Thron eines Fürsten, dem er so viel schuldig war.

Sechshundert und sechzigster Tag.

Du ersiehst aus dieser Geschichte, Herr," fuhr die Königinn fort, „daß du den Prinzen Nurgehan als

*) Die Mahomedaner glauben, die verbotene Frucht sei Getreide gewesen.

deinen Feind betrachten mußt. All sein Trachten ist ähnlich dem jenes boshaften Pflegesohnes. Wenn der eine seinen Vater getödtet und seine Schwester geheirathet hat, so will der andre ebenfalls seinen Vater ermorden und seine Stiefmutter zur Gattinn nehmen."

„Wohlan! es bedarf keiner Worte mehr, meine Liebe," sagte hierauf der König: „morgen soll Nurgehan sterben."

Mit diesen Worten begab sich der König in sein Zimmer und legte sich zur Ruhe.

Am folgenden Tage trat er in den Reichssaal, wo er schon alle Vesyre versammelt fand. Er fragte sie, ob sie Abunaschars Aufenthalt entdeckt hätten; und als sie mit Nein antworteten, sagte er:

„Weil dem also ist, so führe man den Prinzen meinen Sohn vor, und haue ihm auf der Stelle den Kopf ab; auch habe ich der Sultaninn versprochen, ihn heute hinrichten zu laßen."

Hierauf trat der fünfte Vesyr hervor und sprach zu dem Könige:

„O Beherrscher der Welt! besudle dich nicht mit dem Blute deines Sohnes; beherzige die Vorstellungen deiner Vesyre: es sind Fischer, welche die köstlichsten Perlen aus dem Meere der Beredtsamkeit herauf holen, um sie dir zu Füßen zu legen. Der Engel, welcher

die sieben Planeten leitet *) würde ihre Weisheit bewundern. Sie würden sich deinem Vorhaben, den Prinzen hinrichten zu laßen, nicht widersetzen, wenn nicht ein Prophet gesagt hätte, daß derjenige, der seinen Herrn im Begriff einer bösen Handlung sieht, und ihn nicht daran zu verhindern trachtet, aus der Liste der Gläubigen soll gestrichen werden. Es ist ein alter Spruch, daß man jedem neuen Sklaven, er sei Mann oder Weib, mistrauen müße, weil beide Schmeichler sind und sich der Lüge und Arglist bedienen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Wenn deine Majestät es mir erlaubt, so will ich dir eine Geschichte erzählen, welche das bestätigt, was ich eben dir vorzustellen die Ehre gehabt habe."

„Erzähle sie mir," sagte Hâsikin; und der Vesyr hub also an:

*) Die Muhamedanischen Kabbalisten nehmen an, daß jeder Planet einen leitenden Engel hat, und daß diese Engel ein Oberhaupt haben namens Kornayl.

Geschichte
von einem
Schneider und seiner Frau. *)

Sechsundert und ein und sechzigster Tag.

Zur Zeit des Propheten Aëßa lebte ein Schneider, der eine sehr schöne Frau hatte; sie hieß Gülendam. **) Beide liebten sich leidenschaftlich. Eines Tages, als sie sich gegenseitige Beweise ihrer Zärtlichkeit gaben, gelobte der Mann im Entzücken der Liebe, seiner Frau, wenn sie zuerst stürbe, wollte er vier und zwanzig

*) In Namen und einzelen Zügen abweichend, und in ganz anderem Zusammenhange, steht diese Geschichte in 1001 Nacht. Bd. 13, S. 55.

**) Gül-endam heißt Rosen-Wuchs.

Stunden auf ihrem Grabe weinen; und die Frau überbot ihren Mann noch in Zärtlichkeit und schwur ihm, wenn er zuerst stürbe, wollte sie Hungers sterben, um nicht das Leid zu haben, ihn zu überleben.

Durch Gottes Allmacht starb die Frau schon ein Jahr darnach. Sie hatte unglücklicherweise ein Hammelbein verschluckt, welches ihr in der Kehle stecken blieb, ohne daß man es wieder heraus ziehen konnte; so daß sie daran erstickte. Der Schneider war tief betrübt über diesen Unfall. Er ließ die Todte so prächtig bestatten, als er vermochte, und nachdem die Leiche in der Grabstätte beigesetzt war, warf er sich neben dem Sarge nieder, und weinte und wehklagte unabläßig, seinem Gelübde getreu.

Noch denselben Abend kam der Prophet Aësa über den Gottesacker, stand still, betrachtete den Schneider, und sprach zu ihm:

„Du guter Mensch! warum gibst du dich so unmäßig deinem Schmerze hin?“

Der Schneider antwortete ihm, er sei untröstlich, eine Gattinn verloren zu haben, welche er liebte, und von welcher er so zärtlich wiedergeliebt worden.

„So, daß es dir also eine große Freude gewährte,“ fuhr der Prophet fort, „wenn diese geliebte Gattinn wieder ins Leben gerufen würde?“

„Der Himmel," antwortete der Schneider, „würde alle meine Wünsche erfüllen, wenn er mir zu Liebe dieses Wunder thun wollte."

„Wohlan!" sagte Aëßa, „tröste dich: deine innige und aufrichtige Betrübnis rührt mich; ich will dir deine Gattinn wiedergeben, mit der Bewilligung desjenigen, der sie erschaffen und sie hat sterben laßen."

Er sprach nun ein Gebet, und schlug sodann mit einer kleinen Ruthe, welche er in der Hand hielt, auf das Grab. Alsbald that die Gruft sich auf, und Gülendam trat im Leichentuche daraus hervor. Der Schneider, entzückt über dieses Zeichen der göttlichen Allmacht, wollte dem Propheten Aëßa dafür danken; dieser aber hieß ihn Gott für dieses Wunder Dank sagen, und ohne sich länger auf zu halten, setzte er seinen Weg fort.

Als Gülendam sich so wieder ins Leben gerufen sah, fragte sie, auf welche Weise ein so wunderbares Ereignis geschehen wäre; und nachdem ihr Mann sie davon unterrichtet hatte, rief sie aus:

„Wie! du bist es, der mich dem Tode entreißt! deine Liebe bewirkt, daß ich das Licht wiedersehe! O, wie ist mein Herz von diesem Beweise deiner Zärtlichkeit durchdrungen! ich werde es nimmer vergessen. Ich freue mich weniger über die Wiederkehr ins Leben, als über deine herzliche Liebe, welche die Ursache davon ist. Dir sollen alle Augenblicke des neuen Lebens gewidmet

sein, welches ich dir verdanke; ich kann keinen bessern Gebrauch davon machen."

Sechshundert und zwei und sechzigster Tag.

Der Schneider war entzückt, seine Frau in so zärtlichen und dankbaren Ausdrücken reden zu hören; er umarmte sie tausendmal; weil sie aber nur in ein sehr kurzes Leichentuch gehüllt, und daher fast nackt war, sagte er zu ihr:

„Sitz meiner Leber, Licht meiner Augen, Inhalt meines Lebens! *) Wie viel Dank sind wir nicht Gott und seinem Propheten schuldig! Der Himmel hat mir dadurch, daß er dich meinen Wünschen wieder geschenkt, die höchste Glückseligkeit gewährt, deren nur irgend ein Mensch fähig ist. Laß uns jetzo heim gehen, und uns wieder der Wonne unserer Vereinigung, und der süßen Freuden genießen, deren der Tod uns beraubt hat, nun aber wieder zu geben gezwungen worden. — Aber ich denke nicht daran," fügte er er hinzu, „daß du nicht im Stande bist, mit mir durch die Stadt zu gehen, weil du weder Hemde, noch Kaftan **) anhast. Erwarte mich einen Augenblick hier

*) Türkische Ausdrücke der Zärtilchkeit, wörtlich übersetzt.
**) Rock.

hinter diesen Steinen verborgen; ich komme alsbald mit den nöthigen Kleidungsstücken zurück, und dann wollen wir fröhlich heim kehren, und Gott preisen, der ohne Zweifel unsere Treue hat belohnen wollen."

Mit diesen Worten ging er weg. Kaum hatte er sie verlaßen, als der Sohn des Königs, der von einem Abendessen auf dem Lande ziemlich spät nach der Stadt zurück kehrte, über den Todtenacker kam. Da ihm einige Fackeln voran gingen, so erblickten seine Leute beim Scheine derselben eine fast nackte Frau, die ihnen gar schön vorkam, wie sie denn auch wirklich war. Sie sagten es sogleich dem Prinzen, der sehr verwundert war, eine Frau im Leichentuche zu sehen, die jedoch nicht, wie die anderen Todten, da lag. Er trat näher, und als er ihre große Schönheit und sie in der Fülle des Lebens sah, betrachtete er sie sehr aufmerksam, und fühlte bei ihrem Anblick zärtliche Bewegungen in seinem Herzen aufsteigen.

„Schöne Frau," sprach er zu ihr, „durch welchen Zufall befindest du zu dieser Stunde und in solchem Zustande dich an diesem Orte?"

„Herr," antwortete ihm Gülendam, „ich kann dir nicht antworten, in dem Zustande, worin ich mich befinde."

Alsbald zog der Prinz seinen eigenen Kaftan aus, bekleidete sie damit, und fragte sie weiter, ob sie verheirathet wäre: „bist du frei," fuhr er fort, „so komm

mit in mein Harem; du wirst die Zierde desselben sein und Freuden aller Art darin genießen."

Die Schöne, die an dem prächtigen Aufzuge wohl den Königssohn erkannte, ließ sich durch die Aussicht, anstatt des kleinen Hauses ihres Mannes, einen prächtigen Palast zu bewohnen, verführen und antwortete dem Prinzen:

„Ich bin durch nichts gebunden, und werde mich glücklich schätzen, die geliebteste deiner Sklavinnen zu sein."

Der Sohn des Sultans, vergnügt über diese Antwort, führte sie mit in sein Harem, wo ihr sogleich das prächtigste Gewand angelegt wurde.

Unterdessen kam der arme Schneider mit den nöthigen Kleidungsstücken zurück, fand aber seine Frau nicht mehr dort. Es fehlte nicht viel, daß er darüber von Sinnen gekommen wäre; seine Thränen flossen jetzo noch heftiger, als zuvor:

„O Himmel!" rief er aus: „was ist aus ihr geworden? Könnte der Prophet, der sie erweckt hat, sie nur deshalb wieder ins Leben gerufen haben, um sie den Armen eines andern zu überliefern? Ach! wenn das wäre, so wäre ich jetzo noch unglücklicher, als da ich ihren Tod beweinte. Aber was sage ich: wenn es so wäre? Kann ich noch daran zweifeln? Ihre Schönheit hat gewiß einen Vorübergehenden gereizt, der sich kein Gewissen daraus gemacht, sie mir

zu entführen. — Gülendam!" fügte er hinzu: „meine geliebte Gülendam, ich laße dir Gerechtigkeit widerfahren, ich bin fest überzeugt, daß du, so lange du vermocht, muthig der Gewalt widerstanden hast, welche an dir verübt worden. An welchem Orte du auch seiest, ich bin versichert, du wehklagest, du bist in Verzweiflung, du rufst mich zu Hülfe. Ach! mich dünkt, ich höre dein Geschrei, es dringt mir durch die Seele, ich werde dich nimmer in Stich laßen: überall will ich dich aufsuchen, und wenn du auch unter der Erde wärest, doch werde ich dich entdecken!"

Er hielt Wort; er lief überall in der Stadt und der Gegend umher, suchte und forschte unablässig, voll Unruhe und Betrübnis, weil es ihm lange nicht gelingen wollte, etwas von ihr zu erfahren. Erst nach einigen Monaten, als einer von den Sklaven des Prinzen ihm erzählte, das die Lieblingsfrau seines Herrn auf einem Todtenacker gefunden worden, kam er auf die Spur; und nach einigen Erkundigungen, konnte er nicht länger an der Wahrheit seiner Vermuthungen zweifeln.

Sechshundert und drei und sechzigster Tag.

Sogleich rannte, flog er nach dem Palast, wandte sich an die Vesyre, an den Sultan, an den Prinzen

selber. Er warf sich diesem zu Füßen, und sagte zu ihm:

„O Prinz! du liebst zu sehr die Gerechtigkeit, um mit Gewalt etwas zu behalten, das dir nicht angehört. Du hast seit zwei Monaten meine Gattinn bei dir: ich beschwöre dich, gib mir sie wieder!“

„Gib wohl Acht, was du da sagest,“ antwortete der Königssohn: „ich habe keine Frau wider ihren Willen in meinem Harem, noch weniger eine Ehefrau.“

„Prinz,“ erwiederte der Schneider, „ich behaupte nichts, wovon ich nicht völlig überzeugt wäre.“

Auf weitere Erklärung, gestand der eben so gerechte, als wollüstige Prinz zwar, daß er eine seiner Frauen auf einem Todtenacker gefunden, sie habe sich aber für völlig frei erklärt.

„Ich weiß, daß es die meine ist,“ versetzte der Schneider, „sie hat jenes wohl nur in der Verwirrung gesagt, und du wirst sehen, wie sie, so bald sie mich erblickt, mir an den Hals fliegt und mich umarmt: es ist die treuste und zärtlichste Frau von der Welt.“

„Höre,“ sagte endlich der Prinz, „ich will dich wohl alle meine Frauen sehen laßen: aber ich warne dich, wenn die deine nicht darunter ist, so kostet es dein Leben.“

„Immerhin,“ beharrte der Schneider, „du magst mich alsdann nach deinem Gefallen tödten laßen: ich wage nichts dabei.“

„So soll dir denn dein Recht widerfahren,“ beschloß der Prinz: „wohlan, man führe alle meine Frauen vor, und übergehe keine einzige.“

Alle wurden nun, eine nach der andern dem Schneider vorgeführt, und der Prinz fragte ihn: „Ist es diese?“

Der Schneider antwortete stäts mit Nein, bis Gülendam erschien, da rief er sogleich aus:

„Ah! da ist sie, die reizende Gattinn, deren Verlust ich so sehr beweint habe.“

„Schöne Frau,“ sagte hierauf der Prinz zu Gülendam, „kennst du diesen Mann da?“

Gülendam die beim Anblicke ihres Mannes etwas in Verwirrung gerathen war, faßte sich jedoch bald wieder, und mit einer Frechheit, welche ihrer Treulosigkeit entsprach, antwortete sie auf diese Frage:

„Ja, ich erkenne ihn wohl, es ist ein Räuber, der mich beraubt und in den Zustand versetzt hat, in welchem du mich gefunden hast. Dieser Elende, welchen Gott verdamme! wollte mich, nachdem er mir alles genommen, was ich hatte, lebendig begraben, damit ich ihn nicht vor dem Kadi belangen könnte. Ich flehe dich um Gerechtigkeit gegen ihn, mein Prinz, laß ihn nach der Strenge der Gesetze bestrafen; ich bin nicht eher zufrieden, als bis er gehängt worden.“

Der Schneider war über diese Antwort seiner geliebten Gülendam so bestürzt, daß er nicht im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Sein Verstummen

und seine Verwirrung bestärkten dem Königssohne seine Schuld, und er rief aus:

„Ha, Bösewicht! wie kannst du dich erfrechen, hieher zu kommen und eine Frau zurück zu fordern, welche dir nicht bloß nicht gehört, sondern die du sogar lebendig hast begraben wollen? du verdientest, daß man ganz neue Martern zu deiner Bestrafung ersönne. — Man schleppe ihn auf der Stelle zum Galgen," fügte er hinzu, „und thue ihn ab!!"

Der Schneider wollte den Mund öffnen, sich zu entschuldigen, aber der Königssohn unterbrach ihn und gebot ihm Stillschweigen:

„Nein, nein, ich will nichts weiter hören, du bist ein Bösewicht, ein Missethäter, belästige mein Ohr nicht noch mit deinen Lügen. — Noch einmal," sprach er zu seinen Beamten, „man hänge ihn augenblicklich auf! gehorchet mir, oder ich laße euch alle anstatt seiner aufknüpfen!"

Als die Beamten den Prinzen so im Zorne sahen, und lieber den Schneider am Galgen sahen, als selber gehängt werden wollten, bemächtigten sie sich des unglücklichen Ehemanns, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn zum Galgen.

In demselben Augenblick als der Henker ihn von der Leiter stoßen wollte, erschien der Prophet Aëßa auf dem Richtplatze, und rief dem Henker zu, er sollte inne halten, weil der Schneider unschuldig wäre.

Die Ehrfurcht, welche man für den Propheten hegte, hemmte sogleich die Hinrichtung: dagegen bestanden die Beamten des Königs auf die Vollstreckung derselben, weil, wie sie sagten, ihr Herr sie befohlen habe. Aëßa aber offenbarte nun laut das ganze Abenteuer des Schneiders und seiner Frau. Man erkannte die Unschuld des ersten, und er wurde in Begleitung einer großen Volksmenge nach dem Palast zurück geführt. Der Königssohn erkannte ebenfalls seine Unschuld, und überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren.

Unterdessen war die unselige Gülendam abermals und für immer gestorben, und wurde wieder in dasselbe Grab gelegt, aus welchem der Prophet Aëßa sie erweckt hatte, und ihr Mann war nicht mehr so gutmüthig, sie zu beweinen.

Sechshundert und vier und sechzigster Tag.

Du siehst aus dieser Geschichte, Herr," beschloß der fünfte Vesyr, „daß die Weiber sehr abgefeimt sind, und daß ein kluger Mann selbst denen mistrauen muß, welche die vernünftigsten scheinen. Befiehl, daß man noch fortfahre, den Abunaschar aufzusuchen."

„Es soll geschehen," sagte der König: „aber wenn man ihn heute nicht findet, so laße ich morgen dem Prinzen den Kopf abschlagen.

Mit diesen Worten, verließ der König die Rathsversammlung und ging auf die Jagd. Als er am Abend heim kam, speiste er mit der Sultaninn, die ihn fragte, warum er den Prinzen noch nicht habe hinrichten laßen.

„Meine theure,“ antwortete ihr Hâfikln, „ich konnte nicht widerstehen, ihm noch bis morgen das Leben zu fristen. Wenn ich dich höre, so verurtheile ich ihn: aber ich kann mich auch nicht erwehren, ihn wieder zu begnadigen, wenn meine Vesyre zu seinem Gunsten reden. Ich bin in einer qualvollen Ungewißheit; und du mußt einem Vater verzeihen, daß er sich nicht so schleunig entschließen kann, seinen einzigen Sohn hinrichten zu laßen.“

„Herr,“ versetzte die Sultaninn, „du mußt mir mehr glauben, als deinen Vesyren; sie verleiten dich durch ihre Reden, weil du sie mit dem Ohre des Vaters, und nicht des Königs anhörest. Es wird dich gereuen, aber zu spät, deinen Sohn zu sehr geliebt zu haben. Ich muß dir eine Geschichte erzählen, welche dir Anlaß geben wird, hierüber nachzudenken.

Geschichte
von den Vögeln Salomons.

Sechshundert und fünf und sechzigster Tag.

Ich habe von meiner alten Erzieherinn erzählen gehört, daß Salomon unter vielen Wunderdingen auch Vögel besaß, welche die Landessprache vollkommen verstanden und redeten.

Einer dieser Vögel, welcher sich durch ein flachsblaues Gefieder und tausend Anmuthigkeiten vor allen übrigen auszeichnete, verließ eines Tages Salomon, um sein Weibchen zu besuchen, die in einem benachbarten Gehölze brütete. Er nahte sich ihr sehr zärtlich, streckte seine Flügel aus, öffnete seinen Schnabel, und bot ihr den lieblichsten Kuß. Das Weibchen aber verschmähte seine Liebkosungen, und sagte zu ihm:

„Geh, treuloser, kehre zurück zu Salomon, du liebst ihn mehr, als mich, weil du mich seinetwegen verläßt. Aber was reizt dich, so oft an den Hof zu gehen? es ist nicht das Gold, aus welchem du ißt; es sind nicht die goldfunkelnden Gemächer, in welchen du ruhest: solche wunderlichen Gelüste können nur den Menschen anlocken. Die Liebe ist die einzige Leidenschaft der Vögel, sie allein macht ihr Leid oder ihre Freude, sie allein hat dich bei dem Propheten zurück gehalten. Denn wenn ich keine Nebenbuhlerinn hätte, warum bist du, wohlwissend, in welchen Zustand deine letzten Liebkosungen mich versetzt haben, nicht her gekommen und hast mir an dem Neste für unsere Kinder arbeiten helfen? Ich mußte, um es zu vollenden, mich meiner eigenen Federn berauben. Ach! deine Treulosigkeit ist nur zu gewiß! Siehe, was die Verzweiflung in dem Herzen einer zärtlichen verschmähten Gattinn vermag!“

Mit diesen Worten trat das Weibchen mit solcher Wuth auf ihre Eier, daß das Männchen nur eins davon retten konnte. Er beschirmte es mit seinen Flügeln, er hackte sogar einigemal mit dem Schnabel nach dem Weibchen, die immer wieder auf ihn eindrang: aber als er sich besann, daß der weibliche Zorn ein Sturzbach ist, welchen der Widerstand nur anschwellt, ließ er alles über sich ergehen, blickte sein Weibchen mit Augen voll zärtlicher Hingebung an, und sagte zu ihr:

„Liebenswürdige und innigst' geliebte Gattin, bevor du deinem eifersüchtigen Argwohn dieses unglückliche Ueberbleibsel unserer Ehe aufopferst, tödte mich; ich wehre mich nicht mehr."

Das Weibchen, durch diese Worte ungemein geschmeichelt, wurde gerührt; ganz ihrer Wuth beraubt, fühlte sie sich nun sehr unglücklich. Das Männchen hatte Mitleid mit ihr, unterdrückte seinen Schmerz, und fand selbst seine Kinder durch die Reue ihrer Mutter hinlänglich gerochen. Das eine unversehrt gebliebene Ei tröstete ihn über den Verlust der übrigen. Ein junger Vogel von ungemeiner Schönheit kroch denselben Tag noch aus der Schaale, als wäre er ungeduldig, in dem Herzen seines Vaters die erste Glut der Liebe wieder anzufachen, und seine Mutter wieder ganz zu beruhigen.

Dieser kleine Vogel hatte einen gelben Kopf, blauen Hals, weißen Leib, veilchenblaue Flügel und rothen Schwanz. Vater und Mutter priesen sich glücklich über ein so schönes Kind. Dieses neugeborne Pfand ihrer ersten Zärtlichkeit vollendete ihre Versöhnung, und beide lebten fortan in vollkommener Eintracht, stäts liebevoll, stäts zufrieden mit einander.

Sechshundert und sechs und sechzigster Tag.

Unterdessen war Salomon, als er seinen geliebten flachsblauen Vogel nicht mehr um sich sah, sehr bekümmert, was aus ihm geworden sein möchte. Er ließ ihn in allen Wäldern suchen; und als er nirgends zu finden war, schickte er zwei rothe Vögel von derselben Gattung ab. — Ich habe dir schon gesagt, Herr, daß es mehr dergleichen gab. Diese rothen waren minder schön, als Flachsblau, dagegen waren sie sehr schlau. Ihrer bedurfte es auch, um den Auftrag des Propheten auszuführen, dem sie seinen flachsblauen Vogel wieder bringen sollten; es konnte solches nicht durch Gewalt geschehen, es war also nöthig, Beredtsamkeit dabei anzuwenden.

Nachdem die rothen Vögel vierzehn Tage lang umher geflogen waren, fanden sie endlich den flachsblauen mit seiner Gattinn und ihrem Sohn den veilchenblauen Vogel. Die rothen Vögel gaben vor, sie wären vom Hofe verjagt worden, weil, wie sie sagten, Salomon aus Verzweiflung über den Verlust seines Lieblings, keinem andern ihrer Gattung seine Gunst schenken wolle. Sie fügten hinzu, daß sie sehr zu beklagen wären, weil sie, am Hofe und im Wohlleben aufgewachsen, nicht in den Wäldern zu leben vermöchten.

„In Wahrheit, meine Brüder," erwiederte ihnen der flachsblaue Vogel, „ich verlebe hier sehr angenehme

Tage. Ich liebe mein Weib, mein Weib liebt mich, und wir beide lieben unser Kind, welches uns wieder liebt. Wir sind von niemand abhängig. Ist dieses alles nicht der trügerischen Glückseligkeit des Hofes vorzuziehen, worauf ihr so erpicht seid? und vermöchte Salomon, so mächtig er auch ist, mir wohl eins von diesen Gütern aufzuwiegen? Ah! wenn er nur einen Augenblick an meiner Stelle sein könnte, so würde er eingestehen, daß er bei all seiner Weisheit und Herrlichkeit, doch sehr unglücklich ist. Folget mir, meine Brüder, und bleibet hier: ich für mein Theil, habe ein Gelübde gethan, hier zu sterben."

Diese Rede war sehr niederschlagend für die rothen Vögel, welche nunmehr verzweifelten, den flachsblauen Vogel durch ihre sinnreiche Lüge umzustimmen, und offenherzig bekannten, daß der Prophet sie abgeschickt habe.

Den flachsblauen Vogel betrübte dieser Umstand. Da er von Salomon tausend Beweise wahrhafter Zärtlichkeit empfangen hatte, so fiel es ihm schwer, sich durch eine Versagung undankbar gegen ihn zu erzeigen, noch mehr, als seine Gattinn und seinen Sohn zu verlaßen.

Von diesen trüben Betrachtungen eingenommen, antwortete Flachsblau den rothen Vögeln nicht; aber seine Gattinn nahm das Wort, und sagte zu ihnen:

„Gehet hin und saget dem Propheten, daß Flachsblau nicht an den Hof zurück kehren wird, und daß ich es bin, der ihn daran verhindert. Salomon kennt die Frauen zu gut, um meinen Mann nicht zu entschuldigen, daß er thut, was ich will.“

Flachsblau, der unter den Höflingen die Kunst erlernt hatte, alles höflich einzukleiden, sagte zu seiner Gattinn, man müßte wenigstens ihren Sohn mit den rothen Vögeln hin schicken, um Salomon seine Entschuldigung zu überbringen, indem eine Ablehnung dieser Art doch einige Höflichkeiten erforderte. Das Weibchen wehklagte, weinte, zankte: aber das Männchen forderte Gehorsam. Der veilchenblaue Vogel reiste also mit den Abgesandten hin, nachdem sein Vater ihn unterrichtet hatte, auf welche Weise er sich am Hofe betragen solle. Er faßte seine ganze Belehrung in drei Hauptsätzen zusammen, damit sein Sohn sie desto besser behielte: „Vermeide die in Ungnade,“ sagte er ihm; „liebkose den Günstlingen, und vertraue niemand.“

Der veilchenblaue Vogel wurde von dem Propheten sehr freundlich empfangen. Indessen konnte Salomon des flachsblauen Vogels nicht vergessen, dessen Anmuthigkeiten ihn so sehr vergnügt hatten. Veilchenblau hatte allerdings ein schöneres Gefieder, aber er hatte nicht so viel Verstand; und alle Liebkosungen des Propheten bezweckten nur, seinen Vater wieder zurück zu bringen. Die rothen Vögel sagten, es würde nim-

mer gelingen, ihn zur Rückkehr zu bewegen, wenn der Sohn nicht mit im Einverständnisse wäre. Man sprach also mit dem veilchenblauen Vogel darüber, und bedrohte ihn mit ewigem Gefängnisse, wenn er nicht seinen Vater her lieferte. Veilchenblau ließ sich durch diese Drohung schrecken, und willigte in alles, was man verlangte.

Er kehrte zu seinen Aeltern zurück, und stellte sich sehr unzufrieden mit Salomon: „O mein Vater! o meine Mutter!" sprach er zu ihnen, wie freue ich mich, euch wieder zu sehen! ich bin glücklicherweise einem engen Gefängnis entkommen, in welchem ich festgehalten wurde. Der Prophet hatte mich in einen Käfig setzen laßen, mit dem Vorsatze, mich zeitlebens darin zu laßen. Dem Himmel sei gedankt! ich habe Mittel gefunden, zu entfliehen, und zu meiner größten Freude komme ich noch zeitig genug, euch zu warnen, daß der auf euch erzürnte Prophet Jäger ausgeschickt hat, um euch beide zu tödten. Folget mir also, und fliehet mit mir; ich will euch an einen sichern Ort bringen, welchen ich auf dem Herwege entdeckt habe: die Jäger sind nicht mehr weit."

Der Vater und die Mutter, beide verwirrt durch die Freude des Wiedersehens ihres Sohnes, und durch die Furcht, welche er ihnen einjagte, antworteten nicht, und folgten ihm. Der unnatürliche Sohn aber führte sie selber in die Netze, welche die Jäger ihnen gespannt hatten.

Sechshundert und sieben und sechzigster Tag.

Diese Geschichte, Herr," fuhr die Sultaninn von Persien fort, „gibt dir zu erkennen, daß die Kinder keine Liebe für ihre Aeltern hegen, und sogar im Stande sind, dieselben ihrer Ehrsucht oder ihrem Geize aufzuopfern. Du wirst solches bald durch deine eigene Erfahrung inne werden, und alsdann ausrufen: „Warum habe ich der Königinn nicht geglaubt, als sie mich gegen meinen Sohn bewaffnete! Leider, mistraute ich ihr, und ich hätte mir selber mistrauen sollen."

Kurz, die Sultaninn vermochte es abermals, den König zu überreden, daß er seinen Sohn tödten ließe.

Wirklich ließ der König am folgenden Morgen, nachdem er im Reichsrathe die Geschäfte abgethan hatte, den Scharfrichter kommen und befahl ihm, den Prinzen herbei zu führen. Da nahm aber der sechste Vesyr das Wort und sprach:

„Herr, das Eigenthümliche der Weisheit ist, alles mit der höchsten Aufmerksamkeit zu erwägen, was zu thun oder zu vermeiden ist. Ein König von Aethiopien befolgte diesen weisen Grundsatz in einer eben so bedenklichen Lage, als die, worin deine Majestät sich befindet.

Geschichte
des
alten Königs von Aethiopien
und
seiner drei Söhne.

Sechshundert und acht und sechzigster Tag.

Dieser König wollte in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren die Herrschaft niederlegen und eine ruhmreiche Regierung durch die Wahl eines würdigen Nachfolgers beschließen. Er hatte drei Söhne von drei verschiedenen Frauen, die alle drei noch lebten. Jede derselben sprach für ihren Sohn, dergestalt, daß der König, der ein eben so guter Gatte, als guter Vater

war, in der peinlichsten Unentschlossenheit schwebte, welche man sich nur denken kann.

„Was soll ich beschließen?" sprach er bei sich selber: „die Gesetze sprechen für den erstgeborenen; meine Lieblingssultaninn für den zweiten, und ich selber bin dem jüngsten vor allen geneigt. O allzu liebenswürdige Sultaninn! ich habe die Wirkungen deiner süßen und schmeichlerischen Blicke erfahren! O schwache Natur! du weichest meiner Liebe! Aber weder die eine, noch die andre soll über die Gesetze siegen: ich will auf dem Throne sterben, damit nach meinem Tode die Gesetze entscheiden.... Aber die Gesetze werden nichts entscheiden, ein Krieg wird sich zwischen meinen Söhnen entzünden, meine Völker werden das Schlachtopfer ihres Ehrgeizes sein, und meinen Völkern bin ich alles schuldig. Schöne Sultaninn, ich muß mit dir beginnen, um mich selbst dem Wohle meiner Unterthanen zu opfern. Ich überlaße es ihnen selbst, sich einen Beherrscher zu wählen."

In Folge dieser Betrachtungen, versammelte er seine Vesyre, die Großen des Reichs und das Volk.

„Ich stehe," redete er zu ihnen, „mit einem Fuß auf dem Throne und mit dem andern im Grabe: aber ich wünschte, wo möglich, nicht mit der Krone auf dem Haupte in den Abgrund der Ewigkeit hinab zu steigen; ihr Gewicht belastet und demüthigt mich: hier

gebe ich sie euch zurück, wählet euch nun selber einen Herrn."

Da erschien tiefe Traurigkeit auf allen Gesichtern: das Volk rief einstimmig aus:

„Es lebe, es lebe der König! unser Vater, unser Freund."

„Seid nicht so empfindlich," unterbrach sie der König, „ihr seid meine Eingeweide, ihr könnt nichts erleiden, was ich nicht mit fühle. Zu großer Schmerz würde mein Leben verkürzen."

Aber das Geschrei verdoppelte sich, und der König konnte seine Thränen nicht zurückhalten.

„Um nicht mehr daran zu denken," sprach er darauf, „was ihr verlieren müßt, so blicket auf das, was euch bleibt. Die Prinzen meine Söhne haben alle Eigenschaften, welche große Männer bilden: rufet denjenigen von ihnen dreien zum Könige aus, der euch der würdigste scheint, den Thron einzunehmen."

Ein tiefes Schweigen folgte jetzo den Wehklagen und Seufzern. Alle Welt hub die Augen zum Thron empor: da sah man die drei Prinzen auf den Stufen sitzen; jeder bewunderte sie, man konnte keinen dem andern vorziehen. Alles blieb unentschlossen.

Endlich trat der Großvesyr hervor, und sprach folgendermaßen:

„Weiser König, tapferer König, hochherziger König! Möge derjenige, der das Licht aus der Dunkelheit

erweckt, der das Grauen der Nacht in einen heitern lieblichen Morgen verwandelt, dich in seiner heiligen Obhut behalten und deine Nachkommenschaft verewigen! Nimm mit deiner gewohnten Huld einen Vorschlag deines treuen Knechtes auf.

Laß jeden deiner drei Söhne nur drei Tage herrschen, und darnach wollen wir entscheiden, weil deine erhabene Majestät es verstattet; unsere Wahl wird begründet sein; denn im Glück und bei dem Weine gibt der Mensch sich zu erkennen, wie er ist. Derjenige ist wahrhaft weise, den weder das eine, noch der andre jemals verführen konnten."

Sechsundert und neun und sechzigster Tag.

Dieser Rath des Großvesyrs wurde angenommen, und siegte bei dem Könige über die feinsten Kunstgriffe seiner drei Frauen, welche dadurch ihre dringenden Verwendungen vereitelt und ihre Entwürfe durchkreuzt sahen.

Der älteste Prinz wurde zuerst mit dem königlichen Purpur bekleidet und nahm das Scepter in die Hand. Seine Mutter empfahl ihm Herablaßung und Freigebigkeit, nicht an der Staatseinrichtung zu rühren, und den Schuldigen zu verzeihen: „dadurch," sprach sie,

„wirst du jedermann für dich gewinnen, den König, die Großen und das Volk."

Belehrungen nach solchen Grundsätzen schienen einen glücklichen Erfolg zu verheißen. Der Prinz befolgte sie genau: aber man mistraute einem Betragen, welches nur angenommen erschien.

Als die drei Tage seiner Herrschaft verflossen waren, bestieg der zweite Prinz den Thron. Seine Mutter gab ihm ganz entgegengesetzte Lehren:

„Setze deine Vesyre ab, jage die Gesetzgelehrten weg, und erhebe ehrgeizige Männer zu den höchsten Würden, welche dir, um sich in ihren Aemtern zu erhalten, die Nachfolge zu erkennen werden; wenn du dich so erst auf dem Throne recht befestigt hast, dann rufen wir die Vesyre und Gesetzgelehrten wieder zurück, und die Reichthümer, welche deine ehrsüchtigen Beamten zusammen gerafft haben, werden dazu dienen, dir das Vertrauen der Abgesetzten wieder zu gewinnen und ihren Eifer neu zu beleben."

Auch dieser Rath wurde befolgt: aber das Volk fürchtete alles von einem Prinzen, der nach der Krone trachtete, und sich so wenig darum kümmerte, sie zu verdienen.

Jetzo kam die Reihe an den dritten Sohn des Königs, und er übernahm die Herrschaft, wollte aber keinen Rath von seiner Mutter.

„Ein Arabischer Derwisch,“ sprach er zur Verwunderung aller, die es hörten, „hat sehr weise in Betreff der Frauen geschrieben, daß Gott für sie ein besonderes Paradies bereitet hat, weil, wenn sie in das Paradies der Männer eingingen, sie daraus eine Hölle machen würden. Ich verehre meine Mutter unendlich, ich halte selbst ihre Weisungen für sehr gut: aber es sind die Gesetze, welchen ich folgen will; und wo es Dunkelheiten darin gibt, da werden unsere weisen Vesyre und Schriftgelehrten, welche ich in ihre Aemter wieder einsetze, mich unterstützen, sie zu erklären.“

Nachdem er den ersten Tag und einen Theil des zweiten dazu angewendet hatte, seinen Völkern gute Richter, den Soldaten alte erfahrene Hauptleute zu geben, schickte der König sein Vater die Schriftgelehrten zu ihm, um ihn öffentlich zu prüfen, ob er die Gesetze und die Regierungskunst verstünde. Die Schriftgelehrten begannen damit, ihm allerlei Fragen vorzulegen. Der eine fragte ihn:

„Welche Leute sind dem Könige unentbehrlich um seine Person?“

„Acht Arten,“ antwortete der Prinz: „ein weiser Vesyr; ein großer Feldherr; ein geschickter Kanzler, der vollkommen Türkisch, Arabisch und Aethiopisch schreiben kann; ein in der Naturkunde und Heilkunde vollkommen erfahrener Arzt; Schriftgelehrte, die ihn in den Gesetzen gründlich unterrichten; erleuchtete Derwische, um

ihm die Dunkelheiten seiner Glaubenslehre auszulegen; und geschickte Tonkünstler, um durch die Lieblichkeit ihrer Stimmen und der Harmonie ihrer Instrumente seinen von den Staatsgeschäften zerstreuten Geist wieder zu sammeln."

„Prinz, womit vergleichst du einen König, seine Bey's, *) sein Reich und seine Feinde?"

„Ein Reich," antwortete der Prinz, „gleicht einer Weide, der König dem Hirten, die Unterthanen den Schaafen, seine Bey's den Hirtenhunden, und seine Feinde den Wölfen."

Der alte König von Aethiopien brach vor Entzücken über die Antworten seines jungen Prinzen in Freudenthränen aus, und sagte bei sich selber:

„Mein dritter Sohn ist der weiseste und des Throns am würdigsten. Aber bevor ich meine Meinung kund thue, will ich die meiner Völker erforschen."

Er ließ nun alle Einwohner der Stadt entbieten, sich den nächsten Morgen draußen auf dem Felde einzufinden. Hier erschien er selber auf einem stolzen Rosse, in Begleitung seiner drei Söhne und seines Hofstaates; und als er sich in der Mitte seines Volks befand, hub er also an zu reden:

„O meine Mitbürger! meine Verwandte! meine Unterthanen! Achtet nicht auf das, was ich heute

---

*) Herren, Barone, Grafen 2c. des Reichs.

noch bin: niemand ist geringer vor Gott, als ich. Wie viele sind unter euch, die Morgen, das heißt, am Tage des jüngsten Gerichts, an welchen wir alle glauben, im Besitze hoher Würden im Himmel, zu mir sagen werden, indem sie meine Kleider zerreißen:

„Ha! du Wüthrich, was hast du uns während deiner langen und verhaßten Regierung alles leiden laßen!"

Anstatt auf eure Vorwürfe zu antworten, werde ich schaamvoll verstummen, und nicht wagen, eure erzürnten Blicke auszuhalten."

Mit diesen Worten zog der gute König sein Schweißtuch heraus und bedeckte sich damit das Gesicht, indem er heiße Thränen vergoß. Seine Söhne und seine Hofleute weinten mit ihm, und die ganze Volksmenge, von Wehmuth und Mitleiden durchdrungen, erfüllte die Luft mit Geschrei und Geheul.

Sechshundert und siebzigster Tag.

Endlich trocknete der alte König seine Thränen, und fuhr also fort:

„O meine Freunde! ich stehe im Begriff, diese Welt zu verlaßen und den Palast der Ewigkeit zu betreten. Ich beschwöre euch, mein Gewissen von den

Vorwürfen zu entlasten, welche ihr mir machen könntet, damit ich von den Engeln Munkir und Nekir*) nicht in meinem Grabe noch Pein erleide, sondern sie mich verlaßen und mir eine Huri bis zum Tage des jüngsten Gerichts zugesellen. Zugleich erwählet nunmehr denjenigen meiner drei Söhne zu meinem Nachfolger, der euch am beßten gefällt."

Alles Volk rief: „Mögen die Tage des Königs so lange dauern, als die Welt! wir haben ihm keinen Vorwurf zu machen; möge er auch Gott wohlgefallen! Unter seinen Söhnen mag der König selber denjenigen auf den Thron setzen, der ihm beliebt, wir bieten die Hand dazu: wenn er uns jedoch durchaus befiehlt, zu sagen, welchen wir für den würdigsten erkennen, seine Stelle einzunehmen, so verhehlen wir nicht, es ist der jüngste von den dreien."

Nach dieser Erklärung, kehrte der König nach der Stadt zurück, ging in seinen Palast, und ertheilte alle nöthigen Befehle zur Krönung des dritten Prinzen. Gleichwohl wollte er noch einmal dessen Würdigkeit

---

*) Diese beiden Engel befragen, nach der Vorstellung der Mahomedaner, die Todten über ihren Gott, ihren Propheten, ihren Glauben und ihre Sitten. Antwortet der Todte gut, und hat er gut gelebt, so geben ihm die Engel eine Huri, d. h. eine Jungfrau des Paradieses, zur Gesellschaft bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

prüfen, er ließ deshalb drei Missethäter vorführen, und sprach zu ihm:

„Prinz, richte über diese drei Männer und verurtheile sie nach den Gesetzen."

Es war ein Räuber, ein Mörder und ein Ehebrecher. Der Prinz hörte die Aussagen der Ankläger an, und sprach:

„Das Verbrechen hat verschiedene Stufen, welche mehr oder minder Strenge erfordern; ein ausgelassener oder hinzugefügter Umstand erschwert oder verringert es. Dieser Räuber hat einem Schatzmeister eine Truhe voll Gold gestohlen, und gleichwohl verdient er nicht, daß ihm die Hand abgehauen werde, wie ein andrer der nur zehn Drachmen gestohlen hätte. Der Grund hievon ist, daß die Truhe nicht mit dem Stempel des Königs bezeichnet ist, so wie die Drachmen damit geprägt sind. Hätte er aber die Truhe geöffnet und das Geld heraus genommen, so müßte ihm die Hand abgehauen werden. Diese Entscheidung ist vom großen Propheten Mahomed selber."

Mit demselben Scharfsinne richtete der Prinz den Mörder. „Es ist ein großer Unterschied," sprach er, „zwischen einem beabsichtigten und einem vollzogenen Verbrechen. Dieser Mensch hier hat in der Nacht seinem Vater aufgelauert, um ihn zu ermorden: aber es hat ihn gereuet, und er hat seinen Vater nicht getödtet, obschon es in seiner Gewalt stand. Ich spreche

ihn frei; denn ein beabsichtigtes Verbrechen, welches nicht vollzogen worden, weil man davon abgestanden, verdient Verzeihung. Die Ankläger hätten mir diesen Menschen nicht als einen Mörder vorführen sollen; sie hätten vielmehr sagen müßen, daß er einen bösen Vorsatz gehabt, nicht aber, daß er eine Missethat begangen."

Sodann untersuchte er die Sache des dritten Gefangenen, und sprach folgendermaßen:

„Zum Beweise des Ehebruchs werden vier Zeugen erfordert, welche aussagen, daß sie es ganz genau gesehen, und zwar, daß sie es zufällig gesehen, weil, wenn sie zwei Leute belauert haben, um sie zu ertappen, sie selber straffällig sind, laut dieser Worte des Propheten: „Gott verflucht den, der belauscht, und den der sich belauschen läßt." Ihr seid nun vier solche Ankläger, welche für ihre verbrecherische Neugier die gegen die von euch ertappten Ehebrecher festgesetzte Strafe verdienen. Sprechet selber ihr und euer Urtheil."

Alle baten hierauf um Gnade.

„Ich verzeihe euch," setzte der Prinz hinzu: „merket euch, wie schwierig es ist, den Ehebruch zu beweisen."

„Jetzo nahm der alte König von Aethiopien den jungen Prinzen bei der Hand, ließ ihn den Thron besteigen, und sprach zu ihm:

„O mein Sohn, nimm meine Stelle ein, welche ich dir mit Freuden einräume, du bist würdig, zu herrschen.“

Alsbald rief alles Volk diesen Prinzen zum König aus, der es so sehr zu sein verdiente, und alle Großen wünschten ihm Glück zu seiner Thronfolge, und baten Gott, seine Herrschaft zu segnen.

Sechshundert und ein und siebzigster Tag.

Du ersiehst aus dieser Geschichte, fuhr der sechste Vesyr des Königs Hâsikin fort, „wie schwierig es ist, über den Ehebruch zu richten: gleichwohl will deine Majestät auf eine einfache Anklage dem Prinzen Nurgehan das Leben rauben, der ein lebendiges Ebenbild des Aethiopischen Königssohns ist. Anstatt ihn, auf die leichtsinnige Aussage eines Weibes, hinrichten zu laßen, solltest du ihm lieber verzeihen, selbst wenn du unwidersprechliche Beweise seines Verbrechens hättest, weil, nach einem Spruche des Korans, der für uns Gottes Wort ist, diejenigen, die ihre Heftigkeit zügeln, wenn es in ihrer Gewalt steht, sich zu rächen, wohl verdienen, daß Gottes Zorn gegen sie selber sich besänftige. „Wohl dem Manne,“ spricht Mahomed,

„der seinem Zorne Zaum und Gebiß anlegt, und der seinem Feinde verzeihet, welchen er verderben kann. Am Tage des Weltgerichts wird er mitten durch alle Auferstandenen eine Stimme vernehmen, die zu ihm spricht: „O mein Diener! weil du so gut deine Leidenschaften zu bändigen wußtest, so magst du dir unter allen diesen Huri's diejenige auswählen, welche dir am meisten gefällt, ich gebe sie dir zum Lohne." Man sagt noch, o Herr," beschloß der Vesyr seine Rede, „daß an diesem selben Tage ein Herold ausrufen wird: „Niemand erhebe sich, als wer seinen Feinden verziehen hat!"

Der König von Persien war durch diese Rede innig bewegt, und beschloß, den Tod des Prinzen seines Sohnes noch aufzuschieben.

Nach der Rathsversammlung erlustigte er sich mit der Jagd, und als er am Abend heim kam, speiste er mit der Königinn seiner Gemahlinn, welche ihm abermals Vorwürfe machte, daß er dem Prinzen noch nicht habe den Kopf abschlagen laßen.

„Meine Liebe," erwiederte ihr Hâsikin, „einer von meinen Vesyren hat mir eine Geschichte erzählt, nach welcher ich fürchte, den Zorn des Himmels gegen mich zu reizen, wenn ich meinen Sohn tödten laße."

„Herr," antwortete die Sultaninn, „du hältst deine Vesyre für große Lichter, du läßt dich von ihrer falschen Beredtsamkeit blenden. Du befindest dich gegen sie in demselben Irrthume, wie ein muselmännischer König gegen einen Schriftgelehrten seines Hofes. Vernimm seine Geschichte.

Geschichte
des
Königs Togrul-Bey und seiner Söhne.

Sechshundert und zwei und siebzigster Tag.

Als Togrul-Bey, Sultan von Karism, von der Last der Jahre gebeugt, beschlossen hatte, sein Reich seinen drei Söhnen zu überlaßen, zog er mit ihnen einen berühmten Santon *) zu Rathe, der sich in eine Höhle in der Nähe der Hauptstadt zurückgezogen hatte.

„Mann Gottes," sprach er zu ihm, „gib diesen drei Prinzen, welche nach mir den Thron besteigen sollen, deinen Segen und solche Vorschriften, wonach

*) Eine Art mahomedanischer Propheten.

sie mit Ruhm herrschen und ihre Völker beglücken werden."

Der Santon, nachdem er eine Viertelstunde in Gebet und Betrachtung verharret, sagte zu dem Sultan:

„Ich kenne die drei Prinzen deine Söhne und weiß ihre Gemüthsart; demnach ertheile ich ihnen folgende Vorschriften:

Du, Herr," sprach er zu dem ältesten, „baue in jeder Stadt deines Reichs einen Palast, und zwar von Marmor und Eisen, schmücke ihn sogar mit Zieraten von Gold und Diamanten; und du wirst für den glücklichsten und ruhmreichsten aller Sultane geachtet werden."

Zu dem zweiten Prinzen sagte er:

„Du heirathe täglich eine Jungfrau, und behalt sie dann in deinem Harem; aber laß keinen Tag ohne diese Lust vorüber gehen, und du wirst der glücklichste und freudenreichste Sultan auf Erden sein.

Was dich betrifft," sagte er endlich zu dem dritten, „so iß durchaus keine andere Speisen, als solche, die mit Milch, Butter und Honig zugerichtet sind: so wirst du dich vollkommener Gesundheit erfreuen, und deine Unterthanen werden dich segnen."

Togrul-Bey und seine Söhne waren höchlich verwundert über diese Vorschriften: aber der Santon stand in so hohem Rufe der Heiligkeit, daß man nicht umhin konnte, ihm zu gehorchen. Die drei Prinzen befolgten

demnach seine Weisungen, um so leichter, als bald darauf durch den Tod ihres Vaters das Reich Karism in ihre Gewalt kam. Der älteste Sultan ließ in allen Städten seines Reiches prächtige Paläste bauen: aber dieß konnte nicht geschehen, ohne seine Völker zu drücken und mit Auflagen zu überladen, und er war dadurch weder glücklicher, noch ruhmreicher, weil man seine übel angewandte Pracht und seine Wuth verspottete, sich überall Denkmäler über seinen Reichthum und über seine Kräfte hinaus zu errichten.

Der zweite Sultan, der jung und lebhaft war, befolgte ebenfalls die Lehre des Santons, anfangs mit großem Vergnügen, bald mit Unlust, endlich mit Widerwillen; und nach Verlauf von zwei Jahren sah er sich von mehr als siebenhundert Sultaninnen und einer großen Menge Kinder umgeben, welche ihn mehr belästigten, als vergnügten.

Der dritte Sultan verleidete sich bald nicht minder die weichlichen Gerichte, auf welche er sich beschränken mußte: ihn gelüstete nach Salz, Pfeffer und Ingwer, er wagte jedoch nicht, aus Ehrfurcht vor dem Santon, dergleichen zu genießen. Endlich war durch diese unschmackhaften Nahrungsmittel sein Magen so geschwächt, daß seine Gesundheit darunter litt.

Die drei Prinzen erkannten nun, daß die Vorschriften des frommen Mannes ihnen durchaus nicht

frommten; sie begaben sich also nach der Höhle des Santons, und trugen ihm ihre Klagen vor.

„Prinzen," antwortete ihnen der Santon, „ihr seid selber Schuld, wenn ihr euch bei meinen Vorschriften so übel befunden habt. Als ich euch dieselben ertheilte, war meine Absicht nicht, daß ihr dieselben so buchstäblich befolgen solltet. Ihr habt die wahre Bedeutung derselben nicht verstanden. Ich will sie euch jetzt auslegen: aber zuvor muß ich euch eine Geschichte erzählen, welche mit der eurigen in gewisser Beziehung steht.

Geschichte
von einem
Mönch und einem Muselmann.

Sechshundert und drei und siebzigster Tag.

Ein muselmännischer König schickte seine Beamten hin, den Karadsch *) von den Christen einer Provinz einzufordern. Die Christen versammelten sogleich ihre Mönche, und befragten sie, was unter diesen Umständen zu thun wäre. Unter ihnen befand sich ein vornehmer Geistlicher, welcher folgendermaßen zu ihnen sprach:

*) Abgabe, Steuer.

„Sendet mich an den Hof des Königs, ihm einen Vorschlag zu machen: ich will ihm sagen, daß wir bereit sind, die Steuer zu bezahlen, wenn seine Vesyre eine Frage beantworten, welche ich ihnen vorlege."

Die Christen stimmten alle diesem Vorschlage bei, und der Geistliche reiste mit einer vollen Börse, worin die Steuer enthalten war, und mit einigen Geschenken der Christen für den Sultan, nach Hofe.

Sechshundert und vier und siebzigster Tag.

Als er vorgelaßen wurde, überreichte er dem Fürsten sehr ehrerbietig die Geschenke seines Landes, und sprach zu ihm:

„Herr, wir sind bereit, deiner Majestät den Karadsch zu entrichten, wenn du selber, oder deine Vesyre und Schriftgelehrten eine Frage beantworten, welche ich vorlegen werde: wenn aber niemand dieselbe beantwortet, so wirst du vergönnen, daß ich ohne Zahlung heim kehre."

„Ich bin es zufrieden," antwortete der König, „denn ich habe sehr gelehrte Männer an meinem Hofe, und deine Frage müßte gar schwierig sein, wenn keiner von ihnen sie zu beantworten wüßte."

Der König berief alsbald alle seine Vesyre und Schriftgelehrten, und sprach zu dem Mönche:

„Christ, jetzo thu deine Frage.“

Hierauf hub der Mönch die fünf Finger seiner Rechten empor, hielt den Versammelten seine flache Hand vor, senkte dann dieselben Finger zur Erde, und sagte:

„Rathet, was diese Gebärde bedeute; das ist meine Frage.“

„Was mich betrifft,“ antwortete der König, „so verzichte ich darauf; ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe, und fürwahr sie scheint mir nicht leicht zu errathen.“

Alle Vesyre und Gelehrten dachten nun darüber nach; aber sie mochten noch so viel in ihrem Gedächtnisse die Auslegungen des Korans, so wie die Sunna *) durchlaufen, sie fanden auf die Frage keine Antwort.

Alle standen noch im beschämenden Stillschweigen da, als einer von ihnen, unwillig, so viele große Männer von einem Ungläubigen in Verwirrung gesetzt zu sehen, hervor trat, und zu dem Könige sprach:

„Herr, es war nicht nöthig, so viel Leute, um eine solche Kleinigkeit hier zu versammeln. Der Mönch wiederhole seine Frage gegen mich, und ich will sie beantworten.“

*) Die Sunna enthält Mahomeds Worte aus mündlicher Ueberlieferung, neben dem Koran.

Hierauf streckte ihm der Mönch seine offene Hand hin mit aufgerichteten Fingern; und sogleich zeigte der gelehrte Muselmann ihm seine rechte Faust. Als der Mönch dann seine Finger wieder zur Erde senkte, öffnete dagegen der Muselmann seine Hand wieder und streckte die Finger in die Höhe. Der Mönch war mit dieser Antwort des Muselmanns zufrieden, zog den Beutel mit der Steuer unter seinem Kleide hervor, übergab sie dem König und ging weg.

Der König war neugierig zu wissen, was alle diese Gebärden der Hand bedeuteten, und fragte deshalb seinen Gelehrten. Dieser antwortete:

„O König, als der Mönch mir die offene Hand vorhielt, wollte er damit sagen:

„Ich werde dir eine Ohrfeige geben." Da ballte ich sogleich meine Faust, um ihm zu verstehen zu geben, daß, wenn er mir eine Ohrfeige gäbe, er von mir einen Faustschlag empfangen würde. Als er darauf die Hand senkte und die Fingerspitzen gegen den Boden streckte, bedeutete dieses: „Wohlan! wenn du mir einen Faustschlag gibst, so werde ich dich zu meinen Füssen hinstrecken, und dich wie einen Wurm zermalmen." Alsbald hub ich meine Finger empor, um ihm zu antworten: wenn er das thäte, so würde ich ihn so hoch in die Luft schleudern, daß die Vögel ihn fressen würden, bevor er wieder zur Erde käme. — Auf solche Weise, Herr," fügte der Gelehrte hinzu,

„haben wir uns beide, der Mönch und ich, gar wohl verstanden."

Kaum hatte er ausgeredet, als sich in der ganzen Versammlung lauter Beifall vernehmen ließ; alle Vesyre bewunderten seinen Scharfsinn, und alle Schriftgelehrten bekannten, trotz dem Aerger, daß sie selber nicht die Gebärden des Mönchs verstanden hatten, laut die Ueberlegenheit ihres Genossen an. Der König selber war noch mehr darüber erfreuet; er konnte lange nicht von seiner Ueberraschung wieder zu sich kommen, und betrachtete den Gelehrten als einen unvergleichlichen Mann. Er begnügte sich nicht, ihm große Lobeserhebungen zu machen, er öffnete auch den Beutel, welchen der Mönch dargebracht hatte, nahm fünfhundert Goldstücke heraus, und übergab sie ihm, mit den Worten:

„Da, nimm, Doctor! weil du bewirkt hast, daß die Christen mir den Karadsch entrichtet haben, so ist billig, daß ich dir dafür meine Erkenntlichkeit bezeige."

Darnach ging der Sultan, noch ganz voll von diesem Abenteuer, zu der Königinn seiner Gemahlinn, und erzählte es ihr. Diese Fürstinn, die viel Verstand und Scharfsinn besaß, hörte den König ihren Gemahl mit großer Aufmerksamkeit an; sobald er aber seine Erzählung beendigt hatte, fing sie so heftig an zu lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte und auf ein Sopha niedersank.

„Ich dachte wohl, meine Liebe," sagte der König zu ihr, „daß du die Sache sehr lustig finden würdest."

„Ja, das lustigste dabei ist," versetzte die Königinn, „daß dein Doctor dich zum beßten gehabt hat."

„Das ist nicht möglich," erwiederte der König.

„Schicke auf der Stelle hin und laß den Mönch her holen," fuhr die Königinn fort, „mehr will ich jetzo nicht darüber sagen."

Der König befahl sogleich einem seiner Beamten, in der Stadt nachzuforschen, ob der Mönch noch da wäre. Man fand ihn im Begriff heim zu gehen, und führte ihn vor den König und die Königinn.

„Christ," sprach die Fürstinn zu ihm, „unser Gelehrter hat zwar den Sinn deines Räthsels errathen: aber wir wünschten wohl, daß du selber es uns noch erklärtest."

„O Königinn," sagte der Mönch: „als ich meine fünf Finger aufhub, bedeutete das: „sind die fünf Gebete, welche ihr Muselmänner verrichtet, aus Gottes Gebot?" Da zeigte mir euer Doctor die Faust, und wollte damit sagen: „Ja, das sind sie, und ich bin bereit, es zu behaupten." Als ich darauf meine Finger wieder senkte, fragte ich ihn: „Woher kömmt es, daß der Regen auf die Erde fällt?" Und er antwortete mir sehr treffend durch Aufheben seiner Finger: es regne, damit das Gras aufsprieße und alle Früchte der

Erde gedeihen. Auch findet sich diese Antwort in euren Büchern."

Als der Mönch, nach dieser Erzählung, sich entfernt hatte, brach die Königinn abermals in lautes Gelächter aus; und der König, der nun wohl erkannte, daß sie nicht ohne Grund lachte, gelobte, fortan seinen Schriftgelehrten zu mistrauen, um nicht mehr von ihnen hinters Licht geführt zu werden.

Beschluß der Geschichte von Togrul-Bey und seinen drei Söhnen.

Sechshundert und fünf und siebzigster Tag.

Ebenso, meine Prinzen," beschloß der Santon seine Rede zu den drei Söhnen Togrul-Bey's, „habt ihr meine bedeutsamen Worte misverstanden."

Auf die Bitte der Prinzen, ihnen das Verständnis zu eröffnen, fuhr er fort:

„So höret denn: als ich dir rieth," sagte er zu dem ältesten, „in jeder Stadt deines Königreichs einen Palast zu bauen, wollte ich dir dadurch zu verstehen geben, daß man sich in jeder Stadt die Freundschaft eines mächtigen Mannes erwerben müße, dessen Haus im widerwärtigen Glücke eine Zuflucht gewähren könnte.

Als ich den zweiten Prinzen hieß, täglich eine Jungfrau zu heirathen, so meinte ich das:

Lege dich keine Nacht nieder ohne das Bewußtsein, am Tage ein gutes Werk gethan zu haben; weil einer unserer Dichter das Vergnügen einer solchen guten Handlung mit der Heirath einer Jungfrau vergleicht.

Endlich, als ich dem dritten Prinzen empfahl, Honig und Butter in alle seine Speisen zu thun, bedeutete das: „sei leutselig und freundlich; sprich mit jedermann so liebreich, daß man deine Güte überall preise. Wenn ihr mich nun nicht gleich recht verstanden habt, so ist doch jetzo noch Zeit, meine Lehren zu befolgen."

Sechshundert und sechs und siebzigster Tag.

Diese Geschichte, Herr," fuhr die Sultaninn von Persien fort, „muß dich behutsam machen vor der täuschenden Beredtsamkeit deiner Vesyre. Laß ihre Mährlein nicht länger den Rächerarm zurück halten, welchen meine Vorsicht und der warme Antheil, welchen ich an deinem Leben nehme, gegen einen nur zu strafbaren Sohn bewaffnet hat."

Die boshafte Fürstinn fügte diesen Worten noch so viele andere voll Arglist bei, daß der König sich davon einnehmen ließ. Er versprach ihr abermals, daß der nächste Tag der letzte des Prinzen sein solle.

Aber am folgenden Morgen, als er nach aufgehobener Reichsversammlung dem Scharfrichter befahl, den Prinzen Nurgehan vorzuführen, trat der siebente Vesyr an die Stufen des Throns, und flehte den König an, ihm noch für diesen Tag das Leben des Prinzen zu gewähren.

„Aber wenn ich deinen Bitten nachgebe, Vesyr," erwiederte ihm Hâsikin, „so wird die Sultaninn mir sogleich von neuem Vorwürfe machen."

„Ach, Herr!" versetzte der Minister, „ist es möglich, daß dir die Glaubwürdigkeit der Fürstinn nicht verdächtig wird? Wollte Gott, daß ihre Liebe zu dir

eben so aufrichtig wäre, als du dir einbildest! Aber die Weiber können sich sehr verstellen. Unsere Schriftsteller erzählen nur von ihren Treulosigkeiten. Wenn deine Majestät es mir verstattet, so will ich dir eine Geschichte erzählen, welche dir beweisen wird, daß die Männer, die auf ihre Treue bauen, sehr unklug sind.

„Ich bin geneigt, dich anzuhören,“ sagte Häsikin.

Sogleich begann der Vesyr folgendermaßen..... *)

Am achten Morgen, als der König auf seinem Throne saß, befahl er abermals, den Prinzen zur Hinrichtung vorzuführen. Aber der achte Vesyr trat hervor und sprach also:

„O Beherrscher der Welt! siehe wohl zu, was du thun willst. Wenn du ein langes Leben, und eine glückliche Regierung wünschest, so verschmähe nicht die warnende Stimme deiner getreuen Vesyre. Laß den Prinzen nicht tödten, der das Herz deines Herzens ist, damit du dich nicht einer allzu späten Reue aussetzest. Es könnte dich sogar das Leben kosten. Die Frau, welche dir einen so unmenschlichen Rath gibt, wird sich

*) Diese Geschichte (vom Prinzen Maliknasir) steht schon in 1001 Nacht, (Bd. XIII., S. 42 ff.) nur abweichend in einzelen Namen und Umständen, (z. B. von dem gefundenen Beutel, wie in 1001 Nacht, Bd. XII., S. 214.), und verflochten mit drei anderen Geschichten (darunter die obige von dem Schneider und seiner Frau.) Ebendaselbst (Bd. I., S. 126) findet sich die darauf folgende Erzählung der Königinn, von den beiden Nachteulen.

nicht mit dem Blute begnügen, welches du jetzo vergießen willst, sie muß auch noch das deinige haben, um ihre Wuth zu sättigen. Ueber kurz oder lang wird sie dich selber verderben, wie der Teufel einen Santon verderbte, dessen Geschichte ich dir erzählen will, wenn du es mir erlaubest."

Der König bewilligte es, und der Vesyr hub also an:

Geschichte

des

Santons Barßißa.

Sechshundert und sieben und siebzigster Tag.

„Es war einmal ein Santon, namens Barßißa, der schon hundert Jahre lang inbrünstig dem Gebete oblag. Er verließ seine Höhle fast niemals, aus Furcht, er möchte in Gefahr kommen, Gott zu beleidigen. Am Tage fastete er, des Nachts wachte er; und alle Bewohner der Gegend hatten so große Verehrung für ihn, und legten solchen Werth auf sein Gebet, daß sie sich gemeinlich an ihn wandten, wenn sie den Himmel um eine Gnade zu bitten hatten. Wenn er für die Gesundheit eines Kranken betete, so war derselbe bald ge-

nesen. Die Heiligkeit seines Lebens war sogar durch mehrere Wunder bewährt worden.

Da geschah es, daß die Königstochter des Landes erkrankte, ohne daß die Aerzte die Ursache des Uebels entdecken konnten. Sie unterließen zwar nicht, auf gut Glück, Mittel zu verordnen: aber anstatt der Prinzessinn Linderung zu verschaffen, vermehrten sie nur ihr Uebel. Der König war untröstlich darüber, denn er liebte seine Tochter leidenschaftlich. Eines Tages, als er sah, daß alle menschliche Hülfe vergeblich wäre, äußerte er, man müßte die Prinzessinn zu dem Santon Barßißa senden. Alle Großen stimmten dieser Meinung bei; und die Leute des Königs führten die Prinzessinn zu dem Santon.

Dieser konnte, ungeachtet des Frostes der Jahre, ein so schönes Weib, wie die Prinzessinn war, nicht ohne Aufregung ansehen. Er betrachtete sie mit Lust; und der Teufel benutzte die Gelegenheit und flüsterte dem Einsiedler ins Ohr:

„O Santon! laß ein so gutes Glück nicht entschlüpfen. Sage den Leuten des Königs, daß die Prinzessinn eine Nacht in deiner Höhle zubringen müße: du würdest über sie beten und sie, mit Gottes Hülfe, heilen, so daß man sie morgen früh wieder abholen könnte."

Wie schwach ist der Mensch! der Santon folgte dem Rathe des Teufels und that, was er ihm einflü-

sterte. Aber die Leute des Königs schickten, bevor sie die Prinzessinn in der Höhle ließen, einen von ihnen zu dem Könige, ihn zu fragen, was sie thun sollten. Der Fürst, der in Barßißa vollkommenes Zutrauen setzte, stand nicht an, ihm seine Tochter anzuvertrauen:

„Ich willige ein," antwortete er, „daß sie bei dem Heiligen bleibe: er mag sie so lange bei sich behalten, als ihm gut dünkt; ich bin deshalb unbesorgt."

Als die Begleiter der Prinzessinn diese Antwort des Königs vernahmen, entfernten sie sich alle, und die Prinzessinn blieb allein bei dem Einsiedler.

In der Nacht erschien der Teufel dem Santon und sprach zu ihm:

„Wohlan! du Narr, was wartest du noch, dir gütlich zu thun? Wem fiel jemals ein so reizendes Weib in die Hände? Fürchte nicht, daß sie sich über die Gewalt beklagen wird, welche du ihr anthust: wenn sie auch thöricht genug wäre, sie zu entdecken, wer wird ihr glauben? Der Hof und die Stadt, und alle Welt ist zu sehr für dich eingenommen, um einer solchen Angabe Glauben beizumessen. Bei der hohen Meinung, in welcher du wegen deiner Heiligkeit stehest, darfst du alles ungestraft thun."

Der unselige Barßißa war so schwach, dem Feinde des Menschengeschlechts zu gehorchen. Das Fleisch siegte über den Geist; er legte sich zu der Prinzessinn,

nahm sie in seine Arme, und in Einem Augenblick vergaß er seiner hundertjährigen Tugend.

Er hatte kaum seine Lust gebüßt, als schon tausend Gewissensbisse rächend in seiner Seele aufstiegen und ihn zerfleischten. Er rief den Teufel an:

„Ha, Bösewicht!" sagte er zu ihm, „du bist es, der mich verderbt hat. Schon ein Jahrhundert lang umschleichst du mich und suchst mich zu verführen: endlich ist es dir gelungen!"

„O Santon!" antwortete ihm der Teufel, „mache mir keine Vorwürfe über die Lust, welche du genossen hast; du kannst noch wieder Buße dafür thun: aber, was schlimmer für dich ist, die Prinzessinn ist schwanger. Dein Verbrechen wird offenkundig, und du wirst das Mährlein derjenigen werden, die dich jetzo verehren und bewundern; und der König wird dich schmählich hinrichten laßen."

Sechshundert und acht und siebzigster Tag.

Barßißa erschrack über diese Rede. „Was soll ich thun," fragte er den Teufel, „um zu verhindern, daß diese That ruchtbar werde?"

„Um dein Verbrechen aller Kunde zu entziehen," antwortete ihm der Satan, „mußt du ein neues begehen: tödte die Prinzessinn, verscharre sie in einem

Winkel deiner Höhle, und wenn morgen die Beamten des Königs kommen, sie dir abzufordern, so sage ihnen, du habest sie geheilet und sie habe schon ganz früh morgens deine Höhle verlaßen; sie werden deinen Worten glauben, und sie überall auf dem Gefilde und in der Stadt suchen; der König ihr Vater wird sehr bekümmert um sie sein, aber nach mehreren fruchtlosen Nachforschungen, wird er zuletzt nicht weiter daran denken."

Der von Gott verlassene Einsiedler folgte auch dieser Anweisung, er tödtete die Prinzessinn, verscharrte sie in einem Winkel seiner Höhle, und am folgenden Morgen sagte er ihren Leuten, was der Teufel ihm eingegeben hatte. Diese ermangelten nicht, die Königstochter überall aufzusuchen, und waren in Verzweiflung, als sie keine Spur von ihr entdecken konnten. Aber der Teufel trat zu ihnen und sagte ihnen, daß sie die Prinzessinn vergeblich suchten: er erzählte ihnen, was der Santon mit ihr vorgenommen, und bezeichnete ihnen den Ort, wo sie verscharrt wäre. Die Leute des Königs kehrten sogleich nach der Höhle zurück, sie traten hinein, ergriffen den Einsiedler, und fanden den Leichnam der Prinzessinn in dem vom Teufel bezeichneten Winkel; sie huben ihn auf, nahmen ihn mit, und führten den Santon nach dem Palast.

Als der König die Leiche seiner Tochter erblickte, und alles vernommen hatte, hub er an zu weinen und

jämmerlich zu wehklagen. Darnach versammelte er alle seine Gesetzkundigen, legte ihnen das Verbrechen des Santons vor, und fragte sie, auf welche Weise derselbe bestraft werden müßte. Alle erkannten einstimmig auf den Tod, so daß der König befahl, ihn zu henken. Es wurde ein Galgen errichtet, der Einsiedler bestieg die Leiter, und als er schon sollte hinab gestoßen werden, nahte sich ihm der Teufel nochmals und flüsterte ihm zu:

„O Santon! wenn du mich anbetest, so will ich dich aus dieser Gefahr befreien und dich zweitausend Meilen von hier in ein Land bringen, wo du von den Menschen eben so geehrt werden sollst, wie du es vor diesem Abenteuer hier warest."

„Ich will es gern;" sagte Barßißa, „befreie mich, und ich will dich anbeten."

„Gib mir zuvor ein Zeichen der Verehrung," fuhr der Satan fort.

Der Santon verneigte sein Haupt vor ihm und sprach, „ich ergebe mich dir."

Da erhub der Teufel die Stimme und sagte zu ihm: „O Barßißa! jetzo bin ich zufrieden: du stirbst als ein Abtrünniger, und ich habe meinen Zweck erreicht."

Mit diesen Worten spie er ihm ins Antlitz, und verschwand, und der unselige Santon wurde gehenkt.

Sechshundert und neun und siebzigster Tag.

Herr," fuhr der achte Vesyr des Königs Hâsikin fort, „die Sultaninn ist dem Teufel zu vergleichen, oder vielmehr es ist der Teufel selber, der diese Fürstinn plagt. Er bedient sich ihrer, um dich zu einer ungerechten That zu verführen und dir Nachreue zu bereiten, welche die Ruhe deines Lebens stören wird."

Nachdem der König einige Augenblicke nachgedacht hatte, bewilligte er dem achten Vesyr das Leben des Prinzen noch für diesen Tag.

Als er am Abend von der Jagd heim kam, sprach die Sultaninn, höchst erbost gegen seine Vesyre, folgendermaßen:

„Du hast aus Gefälligkeit gegen deine Vesyre den Prinzen nochmals begnadigt. O über die Bösewichter! ich durchschaue ihre Absicht wohl. Eifersüchtig auf das Vertrauen, welches du deiner Gattinn schenkest, Herr, sparen sie nichts, dich gegen sie einzunehmen. Ich bin, wollte man ihnen Glauben beimessen, ein grausames und arglistiges Wesen; sie dagegen wollen rechtschaffene Männer, eifrige und getreue Diener sein, welche du nicht genug schätzen kannst. Gleichwohl weiß ich, daß sie sich dem Tode des Prinzen nur deshalb widersetzen, weil ich ihn fordere. Nicht aus Mitleid mit ihm, oder weil sie ihn für unschuldig halten, sondern bloß, um mich fühlen zu laßen, daß ihre Macht

größer ist, als die meine. Es steht ihnen auf recht an, gegen mein Ansehen in die Schranken zu treten! Sie sind meist nichts anderes, als Elende, welche du aus ihrem Nichts hervor gezogen hast. Wenn du ihrem Ursprunge nachspürtest, würdest du eben so verwundert sein, wie es eines Tages Harun Al-Raschid, der Chalyf von Bagdad, war. Ich muß dir diese Geschichte erzählen... *)

Am folgenden Tage warf der neunte Vesyr sich zu den Füßen des Throns nieder, bat um das Leben des Prinzen, und erzählte folgende

*) Es ist die schon oben erzählte von dem Propheten Elias.

Geschichte

von dem

König Kutbeddin und der schönen Gülruch.

Sechsundert und achtzigster Tag.

„Ein König von Syrien, namens Kutbeddin, hatte einen Vesyr, der eine Frau aus Kaschemir heirathete, und mit ihr eine Tochter von hinreißender Schönhe[it] erzeugte. Sie wurde Gülruch *) genannt. Der König, der von ihr reden hörte, war neugierig, sie zu sehen, und wurde von ihrer Anmuth so entzückt, daß er sie in seinem eigenen Palaste sorgfältig erziehen ließ.

*) Gül-ruch bedeutet Rosen-Wange.

In dem Maaße wie sie heran wuchs, wuchs auch seine Liebe zu ihr, und stieg allmählich aufs höchste. So bald er nur einen Augenblick von ihr entfernt war, sehnte er sich schon wieder nach ihr: kurz, er konnte nicht mehr leben ohne Gülruch. Der Vater und die Mutter dieser reizenden Tochter liebten sie auch sehr zärtlich; und sie hätten wohl gewünscht, sie um sich zu haben: aber die Furcht, dem König zu misfallen, hielt sie ab, ihn um seine Einwilligung zu bitten.

Es geschah eines Tages, als Kutbeddin mit einigen seiner Bey's sich beim Mahle gütlich that, daß er sich berauschte; und in dieser Trunkenheit erblickte er die junge Gülruch, wie sie unschuldig mit einem Hofknaben scherzte. In der Wuth der Eifersucht über diesen Anblick, ließ er sogleich den Scharfrichter rufen, und sagte zu ihm:

„Geh hin, haue Gülruch den Kopf ab, und bringe ihn mir in mein Zimmer."

Der Scharfrichter führte das unglückliche Schlachtopfer aus dem Palast, um sie zu enthaupten. Einige Stunden darnach kam er mit einem bleichen und blutigen Haupte zurück, und erschien so vor dem König, der zu ihm sprach:

„Nimm dieß Haupt mit; ich bin mit dir zufrieden, du sollst ein Ehrenkleid haben, weil du meinen Befehl so gut ausgerichtet hast."

Am folgenden Morgen, als der Fürst seinen Rausch ausgeschlafen hatte, fragte er nach Gülruch. Man antwortete ihm:

„Herr, du hast dem Scharfrichter befohlen, sie zu enthaupten. Er hat dir gehorcht, und darnach den Kopf sammt dem Rumpfe in den Strom geworfen.“

Bei diesen Worten zerriß der König sein Kleid von oben bis unten, und stieß ein lautes Geschrei und Geheul aus. Es gereute ihn, daß er sich von der ersten Aufwallung seines Zorns hatte hinreißen laßen, und er zog sich in die Einsamkeit zurück, um seinem Schmerze ungestört nachzuhangen.

Der Vesyr, Gülruchs Vater, kam ihn zu besuchen. Bei seinem Anblicke fühlte der König seinen Schmerz verdoppelt, und rief aus:

„Ach, Vesyr! was habe ich gethan! deine Tochter, deine unglückliche Tochter...!“

Mehr konnte er nicht sprechen vor Schluchzen und Weinen. Der Vesyr seufzte ebenfalls und vergoß Thränen; darnach ging er wieder weg.

Kutbeddin that zween Monate lang nichts als Seufzen und sich härmen. Die Nächte brachte er hin, ohne ein Auge zu schließen, und wiederholte unaufhörlich:

„O mein Gott, gib mir den Tod! das Leben ist mir unerträglich, nachdem ich meine liebe Gülruch verloren habe.“

Sechshundert und ein und achtzigster Tag.

Er vernachläßigte die Regierungsgeschäfte und ward dürrer, als eine Distel in der Wüste. Endlich begann schon sein Verstand zu leiden, als eines Tages der Vater Gülruchs in das abgelegene Zimmer trat, worin er sich aufhielt, und zu ihm sagte:

„O Beherrscher der Welt! wie lange willst du dich von einer so trübseligen Verzweiflung beherrschen laßen? ich bin Vater, und die Zeit hat mich schon getröstet.“

„Ach, Vesyr!“ antwortete ihm Kutbeddin, „wie gefühllos bist du! was mich betrifft, ich bin keines Trostes fähig. Dieselbe Zeit, welche deinen Schmerz geheilt, hat den meinen nur noch geschärft; vergeblich kömmst du, mir zu rathen, ich will nichts davon hören, beherrsche meine Staaten nach deinem Gefallen; erwähle dir einen andern Herrn, ich kann an nichts mehr Theil nehmen, ich verzichte auf mein Reich; ich verwünsche das Licht, weil Gülruch es nicht mehr mit mir theilt. O Gülruch! Inhalt meines Lebens, was ist aus dir geworden? ich halte dich nicht mehr auf meinen Knieen. Ich werde nie mehr deine Schönheit bewundern, die nicht ihresgleichen hatte, und die allein mich reizen konnte.“

Mit diesen Worten warf der König sich zu Boden, und gebärdete sich wie ein wahnsinniger Mensch.

„Herr," sprach der Vesyr zu ihm, „deine Majestät befindet sich in einem bejammernswerthen Zustande. Wenn nun Gott, von deinen Leiden gerührt, dir meine Tochter wiedergäbe, mit welchem Auge würdest du sie ansehen? würdest du ihr ihren Fehler verzeihen?"

„O Himmel!" antwortete Kutbeddin, „wie groß würde meine Freude sein, wenn er dieses Wunder für mich thäte! ich schwöre, ich würde Gülruch zu meiner Gattinn erheben, wenn er sie meiner Zärtlichkeit wiederschenkte."

„Wohlan, so tröste dich, Herr," fuhr der Vesyr fort, „du sollst sie wiedersehen."

Zu gleicher Zeit erhub er die Stimme und rief Gülruch, und alsbald trat die schöne Jungfrau in das Gemach, mit ihren reichsten Kleidern angethan, und blühender noch, als die Blume, deren Namen sie trug.

Sobald der König sie erblickte, sank er in Ohnmacht, und das Uebermaaß der Freude schien ihm ein Leben zu rauben, welches so lange dem heftigsten Schmerze widerstanden hatte. Der Vesyr lief sogleich hin und holte Rosenwasser herbei, er rieb damit das Gesicht Kutbeddins, der allmählich wieder ins Leben zurückkehrte. Mit Entzücken umarmte er Gülruch; ihr Anblick erquickte und erfrischte sein Herz, welches die Entbehrung dieses geliebten Wesens fast verzehrt hatte. Darnach fragte er den Vesyr, durch welche glückliche Mittel er Gülruch dem ungerechten Tode habe

entziehen können, zu welchem er selber in seiner Trunkenheit sie verdammt habe.

„Herr," antwortete der Vesyr, „auf die Nachricht von dem grausamen Befehle, welchen du ertheilt hattest, lief ich hin zu dem Scharfrichter; ich stellte ihm vor, daß dieser Befehl dir in der ersten Aufwallung des Zornes entfahren sei, und daß er dich in der Folge unfehlbar gereuen werde.

„Geh," sprach ich zu ihm, „in die Gefängnisse der Stadt, enthaupte irgend eine der zum Tode verurtheilten Weiber, und bringe das Haupt dem Könige, der in dem Zustande, worin er sich befindet, die Täuschung nicht erkennen wird."

Der Scharfrichter that, wie ich ihm sagte; ich verbarg meine Tochter, welche du für todt hieltest; aber bevor ich sie dir wiedergäbe, wollte ich deine Zärtlichkeit für sie prüfen: dieß, o Herr, ist die unschuldige List, wodurch ich deiner Liebe gedient habe."

Der König Kutbeddin lobte die Klugheit seines Vesyrs, überhäufte ihn mit Wohlthaten, vermählte sich feierlich mit der schönen Gülruch, ließ sie als Königinn von Syrien krönen und verlebte mit ihr seine übrigen Tage in unvergänglicher Liebe und Freude."

Nachdem der neunte Vesyr dem Könige von Persien diese Geschichte erzählt hatte, machte er davon die Anwendung, und sprach so eindringlich zu Gunsten Nurgehans, daß der König Hâfikin den Reichssaal verließ, ohne dem Scharfrichter etwas zu sagen.

Am Abend nahm die Sultaninn ein sehr hochmüthiges stolzes Wesen an, und sprach zu ihm:

„Herr, ich werde nicht fürder in dich dringen, den Prinzen tödten zu laßen; ich sehe wohl, daß du den Rath einer Frau verachtest, gleichwohl ist er nicht immer zurück zu weisen. Hüte dich, daß ich dir nicht eines Tages denselben Vorwurf mache, wie der Prophet Musa den Israeliten, bei einer Begebenheit, welche ich dir erzählen will.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagen, Friedrich Heinrich von der, 1780-1856

Tausend und ein Tag morgenländische Erzählungen aus dem Persischen, Tü
rkischen und Arabischen nach Petis de la Croix ...

Bd.: 10

Prenzlau (1829)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.arab.o.12(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11716405-0